Julie Warren

oder

Glanz und Elend

von

Mrs. Anna S. Stephens.

Nach der dritten Auflage von „Fashion and famine“

aus

dem Englischen übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Leipzig, 1855.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Erstes Kapitel.

Der Brautkranz.

Julie Warren eilte in wilder Hast die Treppe hinauf, gerade so wie der gefangene Vogel in seinem Käfig von Stengelchen zu Stengelchen hüpft, wenn er durch fremde Gesichter erschreckt wird. Dann blieb sie furchtsam stehen und wußte nicht, wohin sie sich wenden oder in welches Zimmer sie treten sollte. Als sie so unentschlossen dastand, ward leise eine Thür aufgestoßen und ein schönes junges Gesicht blickte heraus. Die Augen waren niedergeschlagen. Wange und Schläfe durch eine Masse Locken verhüllt, durch welche der anmuthig geformte Hals und die schneeweißen Schultern hindurchschimmerten, die nur von diesen hellblonden Flechten und einem Musselingewand bedeckt waren, welches halb herabgefallen durch eine schöne kleine Hand an der Brust festgehalten ward.

Unmerklich ging die Thür immer weiter auf, bis

Julie den Umriß einer schlanken, biegsamen Gestalt von so zarter Schönheit erblickte, daß dieselbe ihrer aufgeregten Phantasie fast ätherisch erschien. Gleich einem Geiste, der nach einem Zeichen der Sympathie spähet, neigte sich das junge Wesen in der halb geöffneten Thür, das leise Murmeln der Stimmen stieg von unten herauf und schlug an ihr Ohr. Die Worte konnte sie nicht verstehen; sie hörte weiter nichts als die leisen, tiefen Töne einer Stimme, vertraut und theuer wie die Pulsschläge ihres eigenen Herzens, mit dem seltsam leidenschaftlichen Lauten einer andern Person vermischt. Die Horcherin konnte sich kaum überzeugen, daß nicht irgend ein fremdes Weib in das Haus gekommen sei, so ergreifend und pathetisch war diese sonst so ruhige und kalte Stimme.

Julie stand regungslos mit verhaltenem Athem. Sie sah nichts als den Umriß einer schlanken Person, den schattigen Schimmer von Zügen durch Massen wallendes Haares, aber es war ihr, als ob sie dieser anmuthigen Erscheinung schon früher begegnet wäre — vielleicht im Traume — doch halt, das junge Mädchen hob den Kopf empor und strich sich die Locken mit der Hand zurück. Ein Paar dunkle, feuchte Augen fielen auf das Blumenmädchen und sie erkannte den Blick. Die Augen waren größer, heller und dichter von Schatten umgeben als früher, aber der zärtliche Ausdruck — die sanfte Lieblichkeit war noch unverändert.

Die Hand sank von den Locken und der bleichen Wange herunter und eine Gluth wie von frisch gepflückten Rosen brach hervor, als Florence sich langsam aufrichtete und ihre Augen auf den Eindringling heftete.

Julie trat näher und wechselte bei jedem Schritt die Farbe.

„Ein Herr — die Dame, wollte ich sagen — ich — ich ward heraufgeschickt. Wenn die Blumen für Sie sind, so mache ich mir nichts daraus, obschon eine andere Dame sie bestellt hat!“

Florence warf ihre Augen auf den Blumenkorb; ein freundliches Lächeln erhellte ihr Antlitz und indem sie das Mädchen in das Zimmer hineinzog, nahm sie den schweren Korb in ihre Arme und sank von dem Gewicht desselben überwältigt, langsam auf den Teppich nieder und ließ ihn auf ihrem Schooße ruhen. So mit den Blumen halb in den weißen Wogen ihres Gewandes versteckt, begrub sie ihr Antlitz darin, während ihr innerstes Herz den Wohlgeruch zu trinken schien, der in abgebrochenen, wonnigen Seufzern wieder ausströmte. „Und er hat mir sie geschickt? Wie gut, wie rücksichtsvoll! O, ich bin — ich bin zu glücklich!“

Sie nahm eine doppelte Handvoll von den Blumen in die Höhe und ließ sie einzeln wieder in den Korb zurückfallen. Ihr Wohlgeruch umfloß sie; einige der Knospen fielen in die Falten ihres schneeigen

Musselingewandes, welches wie Schaumwellen ihre Glieder umwogte. Sie war glücklich und schön wie ein Engel, welcher in irgend einem auserſehenen Winkel des Paradieses Blumen pflückt.

Es lag etwas Ansteckendes in allem diesem — etwas, was Juliens Augen feuchtete und Liebesgluth in ihrem Herzen entzündete.

„Ich freue mich — ich freue mich fast, daß er mich hat hereinkommen lassen,“ sagte sie, indem sie auf ihre Knie niederfiel, um einige Knospen aufzulesen, die über den Korb gefallen waren. „Wie wünsche ich, daß Sie sie alle haben könnten! Er bot mir ein großes Goldstück, aber Sie wissen, daß ich es nicht nehmen konnte. Wenn wir — das heißt, wenn die Großeltern reich wären, so nähme ich niemals einen Heller für Blumen; es ist mir immer, als wenn Gott sie wachsen ließe, damit sie verschenkt werden.“

„Also sind sie nicht mein?“ sagte Florence mit dem Blick und Tone getäuschter Erwartung.

„Ja — einige wenige. Dieses Glasgefäß auf der Toilette will ich füllen und zwar mit den schönsten — nehmen Sie die, welche Ihnen am besten gefallen.“

„Aber er hat sie doch bestellt — er versuchte, sie sämmtlich zu kaufen und darin liegt schon Glück genug.“ Der sanfte, freudige Blick stahl sich wieder

in ihre Züge zurück; dieser Gedanke war ihr kostbarer, als all' der Blumenduft, den sie begehrt.

Plötzlich ertönte die Thürklingel.

Florence hörte mehrere Personen aus dem Zimmer kommen und sie sprang auf, während sie den Korb zu ihren Füßen stehen ließ.

„O, ich werde ihn aufhalten — ich werde zu spät kommen — wird denn Niemand kommen, der mir hilft?" rief sie. „Ich wage nicht, sie darum zu bitten, aber Du, liebes Kind, könntest wohl eine halbe Stunde dableiben?"

„Ich muß dableiben, wenn Sie es wünschen; er will mich nicht gehen lassen, aber wirklich, ich habe große Eile. Es wird schon ganz finster."

„Es ist nicht meine Absicht, Dich mit Gewalt zurückzuhalten," sagte Florence sanft, „aber Du scheinst ein gutes Mädchen zu sein und ich habe Niemanden, der mir bei'm Ankleiden hilft. Ueberdies wird sie, seine Mutter, nicht im Zimmer bleiben und der Gedanke, ganz allein zu sein, ohne Brautjungfer — ohne ein weibliches Wesen, welches Zeugenstelle vertritt — hat für mich etwas Beunruhigendes."

„Was wünschen Sie denn eigentlich von mir?" fragte Julie, während ein plötzlicher, seltsamer Schauer sie überrieselte.

„Ich wünsche, daß Du ein wenig dableibst, um mich ankleiden zu helfen und dann mit mir hinunterzugehen. Du siehst sehr jung aus, aber es kommt

mir sonst Niemand zu nahe und es ist so sonderbar, wenn man vermählt wird, ohne daß ein einziges weibliches Wesen dabei ist."

Florence ward bleich, als sie dies sagte; ihre Lage hatte allerdings etwas sehr Einsames und Verlassenes, dessen sie sich auf einmal mit überwältigender Macht bewußt ward. Auch Julie schien in Folge ihrer Ueberraschung oder eines tieferen Gefühls von plötzlichem Frösteln ergriffen zu werden; ihre Lippen theilten sich und die Farbe wich von ihrer Wange.

„Vermählt! vermählt!" wiederholte sie in einem Tone, der wie ein unglückverkündendes Omen in Florence's Herz drang.

„Heute Abend, in einer Stunde werde ich sein Weib sein!"

Wie bleich war die arme Braut, als diese Worte ihren Lippen entfielen. Wie kalt lag das Herz in ihrer Brust! Sie neigte das Haupt, als ob sie des Schutzengels harrte, der ein so sanftes, vertrauensvolles Wesen in sorglichere Obhut hätte nehmen sollen.

„Sein Weib! sein Weib!" sagte Julie, indem sie einen Schritt zurücktrat, „o wie können Sie, wie können Sie!"

Eine dunkle Röthe flog über die bleiche Stirn und Florence richtete sich zur ganzen Höhe ihrer Gestalt empor.

„Willst Du mir helfen — Willst Du bleiben?"

„Ich wage nicht nein zu sagen," antwortete das

Kind, „und ich würde es auch nicht, selbst wenn ich es wagte.“

Wieder schallte die Thürklingel.

„Still,“ sagte Florence athemlos, „es ist der Geistliche, es ist eine fremde Stimme und er — Leicester — läßt ihn ein. Wie glücklich glaubte ich zu dieser Stunde zu sein. Und ich bin kalt, kalt wie der Tod; o hilf mir, Kind!“

Sie hatte einen Versuch gemacht, ihr Haar zu ordnen, aber ihre Hände zitterten und sanken hülflos herab. Sie schien wirklich vor Kälte zu schaudern.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl und lassen Sie mich einen Versuch machen,“ sagte Julie, indem sie das Frösteln abschüttelte, welches sich ihrer bemächtigt, und einen großen weißbeschlagenen Lehnstuhl nach der Toilette schob. Lichter brannten in hohen Leuchtern zu beiden Seiten eines Stellspiegels, dessen Rahmen von Filigran und mattem Silber einen kalten und widerwärtigen Schein auf das bleiche Antlitz der Braut warf.

„Wie bleich ich bin; kann nichts mir Farbe geben?“ rief sie, indem sie von ihrem Stuhle emporfuhr. „Wärme — das ist es, was mir fehlt! Mein Kleid — dies wollen wir zuerst anlegen; dann kann ich mich in etwas hüllen, während Du mir das Haar kräuselst.“

Sie ergriff ein Kleid von kostbaren Brüsseler Spitzen. „Ist es nicht schön?“ sagte sie lächelnd,

indem sie die weichen Falten ausschüttelte. „Er sendete es.“ Hierauf warf sie ihr Negligé ab und kleidete sich in das Brautgewand; die Anstrengung schien sie zu beleben; eine helle Röthe stieg auf ihre Wange empor und ihre Bewegungen wurden krampfhaft vor Aufregung und Spannung.

„Einige Orangeblüthen vorn herunter,“ sagte sie, nachdem Julie das Kleid fest gemacht; „hier, hier!“ und sie raffte einige Falten des weichen Spitzenkleides in der Hand zusammen und sah dem Kinde zu, welches sich auf ein Knie niederließ, um den Auftrag zu vollziehen. Florence erzitterte an allen Gliedern von der wilden begierigen Aufregung, die auf die Kälte gefolgt war, über welche sie sich so sehr beklagt und konnte nichts selbst thun. Als die Knospen alle an den geeigneten Stellen befestigt waren, sank sie in den Armstuhl und hüllte ihre schneeweißen Arme und Brust in einen rosenfarbenen Opernmantel, denn obschon ihre Wangen glüheten, schienen doch dann und wann kalte Schauer ihre Adern zu durchrieseln. Der weiche Eiderdaun, den sie mit ihren Händen an ihre Brust drückte, schien einen Augenblick alle Wärme verloren zu haben und im nächsten warf sie ihn von übermäßiger Hitze glühend beiseite. Es lag etwas mehr als Aufregung in allem diesen, aber es verlieh ihrer Schönheit einen unnatürlichen Glanz.

„So — so,“ sagte Julie, indem Sie die letzte

Locke sanft auf den Nacken der Braut legte, „nun sehen Sie sich an, wie schön Sie sind."

Florence stand auf und lächelte, als sie sich im Spiegel sah; ein Engel vom Himmel hätte nicht zarter und strahlender aussehen können. Dichte Massen rabenschwarzer Locken fielen auf den schneeigen Hals und das Brautkleid. Auf ihrem Kopfe, sanft nach der Stirne hinabgeneigt, ruhete ein leichter Kranz von sternigen Jasminblüthen, durchwoben von dem dunkeln federartigen Grün eines zarten Reises, welches Julie aus ihrem Korbe heraussuchte, weil es so zitternd und feenhaft war. Mit einem Male floh das Lächeln von Florence Craft's Lippen? ein Blick der Wehmuth und des Schreckens leuchtete aus ihren Augen und sie hob beide Hände empor, um den Kranz herunterzureißen.

„Hast Du das absichtlich gethan?" fragte sie Julien.

„Was denn — was soll ich gethan haben?"

„Dieser Kranz — diese Jasminblüthen — Du hast sie mit Cypressenblättern durchflochten." Florence sank schaudernd auf den Stuhl zurück; sie hatte nicht Kraft genug, den unglückverkündenden Kranz von ihrem Haupte zu lösen.

„Ich — ich wußte es nicht," sagte das Kind in größter Bestürzung; „die Blätter waren so schön — ich dachte blos daran. Soll ich Sie abnehmen und Rosen an ihrer Stelle anbringen?"

„Ja, ja, Rosen! diese Cypressen hauchen mich mit Todeskälte an.“

In diesem Augenblicke ward leise an die Thür gepocht; Julie öffnete und Mr. Leicester stand da. Das Kind zog sich ein wenig zurück, er sah Florence vor der Toilette stehen.

„Florence, meine Liebe, wir warten.“

Er trat in das Zimmer und zog ihren Arm durch den seinen. Sie blickte zurück in den Spiegel und schauderte, so daß die Cypressenblätter sichtbar in ihren Locken zitterten.

„Mein schönes Mädchen — mein Weib!“ flüsterte Leicester, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte.

Welches Weib konnte dieser Stimme — diesen Worten widerstehen? Die Farbe schlich wieder in ihre Wange, das Licht in ihre Augen empor; sie zitterte, aber nicht von der bangen Furcht, welche sie noch einen Augenblick zuvor beherrscht hatte. Diese Worte — süßer als die Hoffnung — verbreiteten Wärme, Licht und Freude und verscheuchten Angst und Schrecken.

„Folge uns,“ sagte Leicester zu Julien.

Julie that einen Schritt vorwärts; plötzlich schien dem Bräutigam etwas einzufallen. Er blieb stehen.

„Du kannst schreiben — wenigstens so viel, daß Du Deinen Namen unterzeichnen kannst, nicht wahr?“ sagte er.

„Ja, ich kann schreiben,“ antwortete sie schüchtern.

„Nun gut, so komm!“

Das untere Zimmer war glänzend erleuchtet, alle Läden waren geschlossen und über das lange Fenster, welches bis jetzt nur durch Spitzen beschattet gewesen, fielen Vorhänge von braunem Damast, welche die Abgeschlossenheit nur um so vollkommener machten.

Ein Geistlicher war in dem Zimmer und Leicester hatte seinen Diener als Zeugen mitgebracht. Er stand in der Nähe des Fensters und lehnte sich schwerfällig an die Wand, seine Züge waren unbeweglich, seine Augen auf die Thür geheftet. Julie fuhr zusammen, als sie ihn sah, denn sie entsann sich der Zeit, wo sie sich an jenem ereignißvollsten Tage ihres Lebens auf dem Werft getroffen. Sein Blick fiel auf sie, als sie schüchtern hinter dem Bräutigam und der Braut herkam. Es ging eine leichte Veränderung in seinem Gesichte vor und dann leuchtete aus demselben ein Schimmer der Wiedererkennung, welcher dem Kinde ein Gefühl einflößte, als befände es sich weniger unter ganz fremden Menschen.

Es war eine kurze Ceremonie; die Stimme des Geistlichen war eintönig — das Schweigen erkältend. Julie weinte; ihr kam es vor wie ein Begräbniß.

Das Zeugniß ward ausgestellt. Jakob unterzeichnete seinen Namen, aber so stümperhaft, daß ihn Niemand lesen konnte. Mr. Leicester nahm sich nicht die Mühe. Julie ergriff die Feder, ihre kleine Hand

zitterte heftig, aber sie schrieb ihren Namen für ein Mädchen von ihren Jahren ganz gut.

„Nun, Sir, nun darf ich wohl gehen?" sagte sie zu Leicester.

„Ja wohl — hier ist das Goldstück. Ich hoffe, daß man Dich wegen Deines Ausbleibens nicht ausschelten werde. Sage mir aber erst, wo Du wohnst?"

Julie sagte ihm, wo ihre bescheidene Wohnung zu finden sei, und eilte dann aus dem Zimmer hinaus. Ihren Blumenkorb hatte sie in dem obern Zimmer stehen gelassen, sie eilte hinauf, ihn zu holen und dann das Haus zu verlassen. In ihrer Eile öffnete sie gleich die nächste Thüre. Sie führte in ein düster erleuchtetes Schlafzimmer und an einem niedrigen Ruhebett kniete die alte Dame, welche sie in der Hausflur gesehen. Ihre Hände waren gefaltet; ihr blasses Antlitz emporgerichtet, es lag Schmerz in ihrem Blicke, aber jener thränenlose Schmerz, der nur gefühlt werden kann, nachdem die Leidenschaften unterdrückt sind. Julie zog sich leise wieder zurück. Sie fand ihren Korb in dem nächsten Zimmer und hing ihn wieder an ihren Arm. Als sie durch die Hausflur kam, hörte sie Leicester's Stimme und eilte hinaus, denn sie fürchtete, daß er sie nochmals aufhalten werde. Kaum hatte sie das Haus verlassen, als Leicester mit Florence an der Hand heraustrat. Er sprach mit leiser Stimme einige Worte zu ihr.

„Sieh, daß Du Dich mit ihr aussöhnen kannst,

Florence. Sie liebte mich niemals, das weiß ich, aber wer könnte Dir widerstehen? Sollte sie morgen noch hartnäckig sein, so bringe ich Dich anderswohin und im schlimmsten Falle sind wir binnen wenigen Tagen bereit, unsere Reise nach Europa anzutreten."

Florence hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an.

„Mein Vater, mein gütiger alter Vater! er wird nicht böse sein, er mußte wissen, wie es enden würde, als er mich Deiner Obhut anvertraute. Aber dennoch wird es ihn verletzen, zu hören, daß ich verheirathet bin, während er glaubt, ich sei in der Schule."

„Er wird nicht zürnen, liebes Kind," sagte Leicester und dachte dabei an den Brief, welcher den Tod des alten Mr. Craft meldete. „Aber die gute Frau oben, Du mußt sie auf bessere Laune bringen, ehe wir uns wiedersehen; bis dahin, mein süßes Weib, adieu!"

Er küßte ihr zwei oder drei Mal die Hand, warf einen hastigen Blick die Treppe hinauf, als ob er fürchtete, gesehen zu werden und drückte sie dann einen Augenblick lang an seine Brust. „Süßes Weib!" Dieser Name hallte in ihrem jungen Herzen wie berauschende Musik. Sie hielt den Athem an und hörte auf seine Tritte, als er das Haus verließ, dann stahl sie sich leise die Treppe hinauf.

Der Geistliche ging hinaus, als Julie oben war,

um ihre Blumen zu holen. Jakob Strong verließ gleichzeitig das Zimmer, anstatt aber zurückzukehren, ließ er den Geistlichen hinaus, trat dann zurück in das finstere Ende der Halle und blieb hier verborgen und regungslos stehen. Er hörte die Unterredung zwischen Leicester und Florence und verstand bei der ringsum herrschenden Stille fast Alles, was gesprochen ward.

Ehe noch Florence halb die Treppe hinauf war, trat er aus dem Dunkel hervor und redete sie an.

„Nur auf einige Augenblicke, werthe Dame, ich werde Sie nicht lange aufhalten.“

Florence, welche glaubte, Leicester habe seinem Diener einen Auftrag ertheilt, kam die Treppe wieder herunter und trat in das Zimmer. Jakob folgte ihr und schloß die Thür. Es vergingen einige Minuten — vielleicht zehn und dann ließ sich in dem verschlossenen Zimmer ein wilder, leidenschaftlicher Angstruf vernehmen. Die Thür sprang auf, die Braut taumelte heraus und lehnte sich an das Gewände, um nicht umzusinken.

„Mutter! Mutter! O Madame!“ die Stimme versagte ihr den Dienst und sie brach in lautes Schluchzen aus — oben öffnete sich eine Thür und die alte Dame, welche Julie auf den Knien gesehen, kam wie ein schwarzer Schatten die Treppe herabgeschwebt.

„Ich dachte, er wäre fort,“ sagte sie und ihr ge-

wöhnlich ruhiger Ton war ein wenig hastig. „Wollte er Dich unter meinem Dache umbringen? William Leicester!“

„Er ist nicht hier — er ist fort,“ schluchzte Florence, „aber dieser Mann —“

Sie zeigte mit dem Finger auf Jakob Strong, der ein wenig innerhalb der Thür stand. Er trat hervor und zeigte ein Antlitz, aus welchem alle träge Gleichgültigkeit verschwunden war. Es war nicht blos aufgeregt und unruhig, sondern auch naß von Thränen.

„Es ist grausam — ich bin entsetzlich grausam gewesen,“ sagte er zu der alten Dame. „Aber sie mußte es erfahren. Ich konnte es nicht länger aufschieben. Sie glaubte, sie sei sein Weib.“

„Ich bin auch sein Weib! — ich bin sein Weib! sein Weib! hören Sie wohl,“ kreischte fast die Unglückliche. „Er nannte mich selbst so. Ihr sahet selbst, wie wir vermählt wurden, und dennoch wagt Ihr, ihn zu verleumden!“

„Mylady, sie ist nicht sein Weib!“ sagte Jakob mit gedämpfter, aber fester Stimme, als ob die Aufgabe, die er übernommen, für ihn sehr schmerzlich wäre. „Er ist schon verheirathet.“

„Das sagte er mir — aber er zeigte mir Briefe, welche bewiesen, daß Ada, seine erste Gattin, todt ist.“ Die alte Dame sprach auf ihre gewöhnliche ruhige Weise, aber ihr Gesicht war bleicher, als es gewesen

und in ihren Augen lag der Ausdruck wehmüthigen Mitleidens, indem sie sich über die unglückliche Braut neigte.

„Also war er wirklich verheirathet — er ist schon früher verheirathet gewesen,“ murmelte Florence und ihre Arme sanken hülflos herab. Die alte Dame näherte sich ihr, wie um sie zu trösten, aber sie hatte so lange alle zärtlicheren Triebe unterdrückt, daß selbst diese Annäherung etwas Gezwungenes und Kaltes hatte, obschon ihr Herz das innigste Mitleid mit der Unglücklichen empfand.

„Madame, glaubten sie ihm, als er sagte, seine Gattin lebe nicht mehr?“ fragte Jakob Strong.

Die alte Dame schüttelte den Kopf und ein wehmüthiges Lächeln stahl sich über ihre hageren Lippen; der Schmerz ist furchtbar in seiner Erscheinung, wenn er in einem solchen Lächeln dem Herzen abgerungen wird. Florence schauderte.

„Und Sie — auch Sie, seine Mutter!“ stammelte sie mit zuckenden Lippen.

„Gott verzeihe mir. Ich bin es,“ antwortete die alte Dame.

„Dann,“ sagte Jakob Strong, indem er sein Gesicht entschlossen von dem armen jungen Geschöpfe abwendete, dessen Herz durch seine Worte zermalmt ward, „dann, Madame, haben Sie seine Gattin gesehen — Sie würden sie wieder erkennen?“

„Ja, ich würde sie wiedererkennen.“

„Nun dann sollen Sie sie heute Nacht, noch heute Nacht sehen. Kommen Sie mit mir. Diese arme junge Dame will nicht glauben, was ich gesagt habe. Kommen Sie und überzeugen Sie sich, daß Mrs. Ada Leicester noch lebt — daß sie noch lebt und daß er es recht wohl weiß. Binnen hier und zwei Stunden sollen Sie sie mit einander sehen — Leicester und sein Weib, die Mutter seines Kindes. Wollen Sie mitkommen? Es scheint kein anderes Mittel zu geben, durch welches dieses arme Mädchen gerettet werden kann.“

„Ich — ich will gehen! Lassen Sie mich Zeugin dieser Zusammenkunft sein!“ rief Florence, indem sie sich plötzlich aufrüttelte und emporrichtete. „Ich mag weder seinen Worten, noch den ihrigen glauben; Ihr verleumdet ihn! Ihr verleumdet ihn! Wenn er ein Weib hat, so will ich sie mit meinen eigenen Augen sehen.“

Die alte Dame und Jakob sahen einander an. Florence stand vor ihnen, ihre Augen blitzten und auf ihren Wangen glühete das Blut, welches die wilde Erregung aus ihrem Herzen emporgetrieben.

„Ihr wagt es nicht — ich weiß es, Ihr wagt es nicht!“

Jakob und die alte Dame sahen einander immer noch schmerzlich zweifelnd an.

„Ich wußte, daß es erlogen war!“ rief Florence mit wild triumphirendem Gelächter. „Ihr zögert, das

ist Beweis genug. Morgen, Madame, verlasse ich dieses Haus — ich gehe zu meinem Gatten. Schon die bloße Nähe der Personen, die ihn verleumden, ist mir verhaßt. Heute Abend noch, ja diesen Augenblick gehe ich!"

„Ueberzeugt sie," sagte die alte Dame.

Jakob's Entschlossenheit ward wankend. Er betrachtete dieses junge Gesicht, so schön in seiner wilden Angst, und bebte zurück vor den Folgen der Ueberzeugung, die ihrer harrte.

„Es wäre ihr Tod," sagte er. „Ich kann es nicht thun!"

„Besser der Tod als das, was auf diesen Unglauben folgen würde."

Die alte Dame legte ihre Hand auf Jakob's Arm und zog ihn beiseite. Sie sprachen leise mit einander und Florence betrachtete sie mit ihren großen wilden Augen, wie eine verwundete Gazelle ihre Verfolger betrachten würde.

„Kommen Sie," sagte Leicester's Mutter, indem sie ihre Hand auf den bebenden Arm der Braut zu legen versuchte; „es bedarf einige Vorbereitung, aber Sie sollen mitgehen. Gott helfe uns beiden, dies ist eine furchtbare Aufgabe."

Florence fühlte sich stark in ihrer Erregung. Sie drehete sich herum und eilte rasch die Treppe hinauf. Jakob ging hinaus und während der nächsten zwei Stunden schien bis auf ein leichtes Ge=

räusch, welches sich in den oberen Zimmern vernehmen ließ, die kleine Villa völlig verödet zu sein. Endlich hielt ein Wagen am Thore. Jakob trat in das Haus, setzte sich in dem untern Zimmer nieder und wartete. Endlich kamen die beiden Damen herunter, aber so verändert, daß kein menschlicher Scharfblick entdeckt haben würde, wer sie waren. Die alte Dame war wieder schwarz gekleidet, aber so vollständig in einen seidenen Schleier eingehüllt, daß von ihrem Gesichte weiter nichts zu sehen war als die Augen. Ein Halbmond von Diamanten auf der Stirn, einige silberne Sterne über die düsteren Falten gestreut, die ihre Person umflossen, gaben einem Anzuge, der blos eine Verkleidung sein sollte, hinreichenden Charakter.

Florence trug ein ähnliches Costüm, nur mit dem Unterschiede, daß Alles an ihr schneeweiß war. Ein Schleier von wallender Seide war über ihr Brautkleid geworfen, leicht und glänzend, aber dicht genug, um ihre Züge zu verbergen. Schmale Streifen von veilchenblauem und rosenfarbenem Tüll fielen darüber herab gleich dem ersten Funkeln des Sonnenaufgangs und des Morgensterns. Eine Agraffe von Diamanten hielt den Schleier am linken Schlafe fest und ließ ihn gleich einer Wolke über ihre Gestalt bis auf die Füße herabfallen. Ohne ein Wort zu sprechen, gingen die Drei hinaus und stiegen in den Wagen.

Zweites Kapitel.

Eine Stunde vor dem Ball.

Wir führen den Leser abermals in die Wohnung Ada's Leicester. — Nicht wie früher, als der Sturm diese Mauern umtobte und die prachtvollen Gemächer in Finsterniß gehüllt waren — als das Wehklagen gemarterter Herzen und angsterfülltes Schluchzen allein die düstere Stille unterbrach — nicht wie damals besuchen wir jetzt dieses stattliche Haus wieder. Jetzt ist es erhellt gleich einem Feenpalast; durch die bunten Vorhänge hindurch, von den Giebeln und den mit Epheu umrankten Thurme verwandeln farbige Lichtwolken die milde Herbstluft in einen weichen goldenen Nebel. Die hohen alten Bäume um das Haus herum scheinen sich unter Fruchtsternen zu neigen, so dicht sind sie mit Lampen behängt, welche die Tiefen des seinem Falle nahen Laubwerks erleuchten. So hell ist die Illumination, daß man die kleinsten Blumen

auf dem Boden erkennt, selbst an den schattigen Enden des Gartens. Weiße Dahlien haben durch das warme Licht eine hellbraune Färbung angenommen, die Epheublätter um die schmalen Fenster des Thurmes herum scheinen von Sternenlicht zu triefen und ein wilder Geisblattstock, der sich an einem der jungen Ahornbäume heraufgerankt hat, scheint so lebhaft zwischen dem goldenen Laubwerk hervor, daß die Aeste gleichsam in Flammen zu stehen schienen.

Julie Warren näherte sich mit stummer Verwunderung dem Hause. Es kam ihr vor wie etwas, wovon sie in einem Feenmährchen gelesen — die Lampen schimmerten unter den Bäumen und in den Dickichten; das Laubwerk war so seltsam erleuchtet, das mürbe Gras braun und golden angehaucht — alles dies war eine Zauberei für das Kind, welches sein Leben in einer düstern Kellerwohnung zugebracht. Julie sah sich verworren und entzückt um; sogar der Korb an ihrem Arme schien von seltsamen Blüthen erfüllt zu sein, als sie in die Vorhalle trat und die schön gefärbte Atmosphäre draußen mit der Fluth reinen Gaslichtes vertauschte, welches die Wohnung erfüllte.

„Ah, da ist sie endlich — wo steckst Du denn so lange?“

Ein hübsches junges Frauenzimmer in einem koketten Häubchen mit blaßrothen Bändern that diese Frage, während Julie dastand und sich nach Jemandem

umsah, den sie anreden könnte. Das Benehmen und die anmuthigen Bewegungen des Frauenzimmers äußerten eine imponirende Wirkung auf das Kind.

„Sind Sie die Dame vom Hause?“ fragte Julie.

„O bewahre,“ antwortete das Mädchen mit heiterem Gelächter, denn das Kompliment ergötzte sie. „Komm mit herauf — rasch — meine Gebieterin wartet schon lange.“

Sie gingen die Treppe hinauf, die Zofe wechselte einige Worte mit einem Lakai, der an ihnen vorüberging und Julie suchte unter der Last ihrer Blumen leicht aufzutreten. Ihre kleinen Füße sanken bei jedem Schritt in den Teppich ein. Blos einmal in ihrem Leben, hatte sie ein ähnliches elastisches Schwellen unter ihrem Tritte gefühlt. Aber nichts konnte verschiedener sein, als das finstere Haus, welches in ihrer Erinnerung aufstieg und die feenhafte Schönheit ihrer jetzigen Umgebung. Der Fußboden schien förmlich aus Blumen zusammengesetzt zu sein. Reiche Draperien von Seide begegneten ihrem Auge, wohin sie es wendete. Eine Thür öffnete sich, als die Zofe sie berührte. Julie erkannte das Zimmer, welches sie betraten, das Sopha von geschnitztem Elfenbein und blauem Damast — die Spitzenvorhänge, welche wie gewobener Schnee vor den Fenstern hingen und die hellblauen Wogen, die darüber herabfielen — deutlicher als Alles aber erkannte sie die

marmorne Flora in der Nähe des Sophas, die sich mit reiner klassischer Anmuth von ihrem Piedestal herabneigte und die weißen Lilien in ihrer Hand so aufmerksam betrachtete, als ob sie bezweifelte, daß die Blumen in der That eine schöne Nachahmung der Natur seien.

Julie athmete rasch auf, als sie alle diese Gegenstände wiedererkannte, aber die Zofe ließ ihr nicht lange Zeit zu ihrer Ueberraschung. Sie schritt durch das Zimmer und öffnete eine Thür auf der entgegengesetzten Seite. Sie traten in ein Ankleidezimmer, welches nach einem prachtvollen Schlafzimmer führte, denn durch die offene Thür hindurch sah Julie rosenfarbene Damastvorhänge und ein schneeweißes Bett, über welches Massen gestickter Spitzen in durchsichtigen Wogen bis auf den Boden herabfielen. Das Ankleidezimmer war mit gleicher Pracht ausgestattet, aber Julie sah nichts davon. Ihre Augen waren auf eine reich mit Spitzen drapirte und mit Juwelen besetzte Toilette geheftet. Ein Stehspiegel in einem Rahmen von mattem Silber ward zu beiden Seiten durch kleine Alabasterlampen erleuchtet, die wie zwei große Perlen an der kunstreich gearbeiteten Einfassung hingen und ihre Wohlgeruch duftenden Flammen emporsendeten.

Es war nicht der Anblick dieser herrlichen Toilette, was das Herz des Kindes in so stürmische Bewegung setzte, sondern die Dame, welche davorstand.

Sie stand mit dem Rücken nach der Thür, aber Julie fühlte, wer sie war, obschon die schönen Züge ihr nur im Spiegel sichtbar waren. Die Dame drehete sich herum. Ihre Augen waren auf das diamantene Armband geheftet, welches sie eben anzulegen bemüht war. O wie ganz anders war dieses Antlitz als jene thränenreichen Züge, welche Julie in jener finstern Nacht gesehen. Wie strahlend, wie mehr als schön war sie jetzt! Jede Bewegung war anmuthig und jeder ihrer Blicke leuchtete von Triumph und Liebreiz.

Wie groß war der Gegensatz zwischen dieser stolzen Dame in ihrem Kleide von hellbraunem Atlas, dessen Glanz noch mehr durch die Brüsseler Spitzen hervorgehoben ward, welche wie gewobener Mondschein sie umflossen, und dem armen Kinde, welches mit dem Blumenkorbe zu seinen Füßen regungslos dastand. Der Rosahut, durch vieles Waschen etwas verschossen und unscheinbar geworden, beschattete ihre Augen; ihre Hände waren unter dem kleinen gewürfelten Shawl gefaltet, der ihr wohlfeiles Kattunkleid halb verdeckte. Trotz dieses Contrastes aber zwischen der stolzen und reifen Schönheit des Weibes und der schüchternen Lieblichkeit des Kindes lag in der einen eine Miene, ein Blick — kurz, etwas Unbeschreibliches, was an die andere erinnerte.

Ada drehete sich plötzlich herum und that einen Schritt auf das Kind zu; tausendfacher Regenbogenschimmer blitzte aus den Falten ihres Spitzenüber-

wurfes, als sie sich bewegte; ein massiver Kranz von Juwelen erleuchtete das goldene Dunkel ihrer Flechten, aber sein Glanz war nicht schöner als das Lächeln, womit sie das kleine Mädchen erkannte.

„Also hast Du mich doch wiedergefunden," sagte sie, indem sie den Rosahut aufband und das hellblonde Haar des Mädchens mit beiden Händen streichelte, worüber die Zofe sich nicht wenig wunderte. „Sieh, Rosanna, ist sie nicht lieblich mit diesen schüchternen Augen und diesem Lächeln?"

Die Zofe wendete ihre Augen von der Dame nach dem Kinde.

„Schön! aber wirklich, Madame, dieses Lächeln ist ganz das Ihrige."

„Rosanna!" rief die Dame, „das ist Schmeichelei; sprich niemals wieder von meiner Aehnlichkeit mit irgend Jemandem, besonders nicht mit einem Kinde von diesem Alter. Es beleidigt, es schmerzt mich!"

„Es war nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen, Madame, das kleine Mädchen ist so hübsch -- wie hätte ich glauben können, daß Sie es nicht hören wollten!"

Ada achtete nicht auf sie. Sie betrachtete aufmerksam das kleine Mädchen. Das Lächeln war von ihrem Gesichte gewichen und dies brachte eine entsprechende Veränderung in den Zügen des fein fühlenden Kindes hervor. Es war Julien, als ob sie mit irgend

etwas Anstoß gegeben haben müßte, denn warum sah ihr die Dame sonst so ernst und wehmüthig in die Augen?

„Wie heißt Du?"

Diese Frage ward in leisem, zögerndem Tone ausgesprochen.

„Julie — Julie Warren."

„Das ist genug, Rosanna, sprich nie wieder auf diese Weise."

„Niemals, wenn Sie es einmal nicht wollen, Madame. Aber die Blumen, sehen Sie nur, welch eine Masse das kleine Ding gebracht hat! Da ist es freilich kein Wunder, daß sie etwas spät kam; diese Last!"

„Allerdings, wir warteten auf die Blumen; hier fülle meinen Bouquethalter mit den schönsten und duftigsten Blüthen."

Rosanna ergriff einen Bouquethalter, dessen zartes goldenes Netzwerk für die Juwelen, womit es besetzt war, zu zerbrechlich zu sein schien, kniete auf den Fußboden und begann einen Blumenstrauß zu ordnen. Ihre rührigen Finger hatten eben die letzten rothen und weißen Rosen zusammengebunden, als ein Diener an die Thür pochte. Sie sprang auf und ging um zu sehen, was es gäbe.

„Madame, die Gesellschaft beginnt sich einzufinden, zwei Wagen sind schon angekommen."

Ada hatte zu lange in der Gesellschaft gelebt,

als daß diese Meldung sie hätte befangen oder verlegen machen sollen, wenn sich nicht zugleich eine andere Ursache zur Aufregung herausgestellt hätte; so aber ward die stolze Ruhe, die sonst ihrem Wesen eigen zu sein pflegte, etwas gestört.

„Wer sind die Personen? habt Ihr sie schon früher gesehen?“ fragte sie.

„Ja, Madame, oft.“

„Keine Fremden, kein Herr, der noch niemals hier gewesen — wißt Ihr das gewiß?“

„Ganz gewiß, Madame.“

Es lag hierin etwas mehr als die gewöhnliche Begier einer Wirthin, ihre Gäste zu empfangen.

„Ich bin nicht recht bei Sinnen, daß ich hier die Zeit versäume,“ murmelte sie, indem sie ihre Handschuh anzog; „er könnte kommen und ich wäre nicht da, um Alles in der Welt möchte ich nicht seinen ersten Blick missen. Das Bouquet Rosanna und mein Tuch — wo ist mein Tuch?“

„Ist es dieses, Madame?“ sagte Julie, indem sie eine weiche Masse von feinem Battist und kostbaren Spitzen von dem Teppich aufhob, auf welchen sie niedergefallen war.

Dies lenkte Ada's Aufmerksamkeit wieder auf das Kind. „O ich hatte vergessen,“ sagte sie, indem sie wieder an die Toilette zurückging und eine Börse ergriff, die unter den Juwelenetuis lag; „ich habe nicht Zeit gehabt, das Geld zu zählen, nimm es nur,

aber gelegentlich bring mir die Börse wieder — das vergiß nicht."

Sie nahm der Zofe schnell das Bouquet ab und ging hinaus, indem sie die Börse in Juliens Hand zurückließ. Nachdem sie durch das Boudoir geschritten war, kam sie wieder. „Vergiß nicht, daß die Blumen für diese Zimmer sind," sagte sie zu der Zofe und gab durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie das Schlafzimmer und Boudoir meinte. „Laß mich sie überall finden."

Nachdem sie diesen Befehl ertheilt, verschwand sie und ließ die Thüren hinter sich offen.

Julie athmete tief auf, als das Rauschen ihres Gewandes die Treppe hinab verhallte; als sie sich bekümmert abwendete, fielen ihre Augen auf die Börse; mehrere Goldstücke schimmerten durch das rothe Netzwerk.

„Was soll ich machen — dies Geld kann doch nicht alles mein gehören? Die Blumen kosteten nicht die Hälfte!" sagte sie zu der Zofe.

„Das thut nichts," war die heitere Antwort; „sie hat es Dir ja gegeben. Sie macht es einmal so. Behalte es nur."

Das Kind zögerte immer noch.

„Wenn Du glaubst, daß die Sache nicht in Ordnung ist, so kannst Du es ihr ja sagen, wenn Du die Börse wiederbringst," sagte die Zofe gutmüthig. „Wer weiß, ob dies Geschenk nicht Zauber-

kraft hat; es ist dies mit ihren Geschenken oft der Fall."

Julie war noch nicht ganz überzeugt, nicht einmal durch diese wohlgemeinte Prophezeiung. Indessen, es blieb ihr nichts weiter übrig, als zu gehorchen, und indem sie daher der hübschen Rosanna eine freundliche gute Nacht wünschte, schlich sie sich durch das Boudoir und fort durch den Haupteingang, denn sie kannte keinen andern. Sie zog ihren Shawl dichter zusammen, als sie einer Menge geputzter Leute begegnete und verließ das Haus.

Drittes Kapitel.

Das gefälschte Papier.

Leicester begab sich nach seiner Vermählung noch aus dem Hause, denn obschon er eine Einladung zu Mrs. Gordon's Costümball, welcher der ganzen fashionabeln Welt die Köpfe verdrehete, angenommen, so hatte er doch seine Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen zu widmen. Mit dem Vorsatze, ein Verbrechen zu begehen, dessen Strafe sehr leicht unmittelbar ihn treffen konnte, hatte er Arrangements getroffen, um alle mögliche Gefahr in dieser Beziehung dadurch zu vermeiden, daß er sich mit seiner Neuvermählten sogleich nach Europa einschiffte. Um die dazu nöthigen Mittel zu beschaffen, war der Plan, zu welchem er Robert Otis so lange herangebildet, heute in Ausführung gebracht worden. Das alte Schreibebuch mit seiner Masse von Beweisen lag, wie er meinte, wohlbehalten in Robert's Zimmer. Das mit wunderbarer Genauigkeit gefälschte

Papier, welches wir ihn in seine Brieftasche haben legen sehen, gelangte diesen Morgen in die Hände seines ausersehenen Schlachtopfers und am Abend sollte der Jüngling ihm das Geld bringen. So schien alles wohl angelegt zu sein. Allerdings hatte er mit eigener Hand das Papier unterzeichnet, aber Robert hatte es in der Bank präsentirt und e r erhob das Geld. Wenn der Betrug bekannt ward, so ward natürlich in Roberts Zimmer Nachsuchung gehalten und dann fand man Roberts Schreibebuch, welches Beweise von gewissen Uebungen enthielt, die sogleich für überführend erachtet werden mußten. Auf den Blättern des Buches fand man hundertmal wiederholt dieselbe Unterschrift des gefälschten Papiers, ebenso auf einzelnen Streifen und sogar auf andern Schemas von demselben Druck und Papier. Wie konnte bei Beweisen, die so stark gegen den Jüngling sprachen, der Verdacht auf Leicester fallen? Konnte wohl das einfache Wort eines angeklagten jungen Menschen Glauben finden? Und welche andere Beweise waren vorhanden? Keine — keine. Es war ein teuflisch ersonnener Plan, dessen Gelingen verbürgt zu sein schien. Und dennoch war Leicester unruhig. Das Bewußtsein, daß die That dieses Tages ihn in das mögliche Bereich des Gesetzes gebracht, war unangenehm für einen Mann, bei welchem die Klugheit fast stets die Stelle des Gewissens vertrat. Die Stunde war da, aber Robert war noch nicht in Leicesters Zimmer als er zurückkam. Dies

machte den Missethäter ängstlich und unruhig. Er schritt im Zimmer auf und ab, lehnte sich auf das Fenster und schauete hinunter auf die Menschenmenge. Er trank ein Glas Wein nach dem andern und erduldete jetzt einmal all die grimmigen Qualen der Furcht und Ungewißheit, die er so oft Anderen bereitet.

Mittlerweile war Robert Otis in dem Gebäude und wartete auf Jakob Strong. Dieser geheimnißvolle Mann kam endlich, aber in größerer Aufregung als Robert ihn jemals gesehen. Wohl hatte er Grund dazu; eine Stunde vorher hatte er Leicester's unglückliche Braut ihres Elends nur halb bewußt verlassen, während sie sich sträubte, das Verbrechen zu glauben, welches an ihr begangen worden. Binnen einer Stunde sollte er sie nun dorthin führen, wo sie die ganze Größe ihres Unglücks erfahren sollte. Jakob besaß ein fühlendes Herz und diese Gedanken verursachten ihm mehr Schmerz, als man hätte für möglich halten sollen.

„Hier ist das Geld; gehen Sie sogleich hinunter und geben Sie es ihm; ich hörte seinen Schritt in dem Zimmer," sagte er zu Robert, „es ist richtig gezählt, ich habe es selbst heute Morgen bei der Bank erhoben."

„Sagt mir, gehört dieses Geld Euer?" fragte der Jüngling. „Ich möchte klar in der Sache sehen."

„Da haben Sie Recht, mein Sohn; nein, das Geld ist nicht mein, ich habe nicht halb so viel in meinem Vermögen. Ich habe jetzt keine Zeit zu einer

langen Erzählung und kann Ihnen blos so viel sagen, daß eine Dame — reicher als Sie es sich je träumen lassen — an diesem schlechten Menschen innigen Antheil nimmt."

„Wie? Florence — Miß Craft?" rief Robert.

„Nein, ein älteres und noch edleres Schlachtopfer. Ich brauchte ihr blos zu sagen, daß das Geld für ihn sollte und sehen Sie, hier sind zehntausend Dollars — die Summe, welche er für hinreichend hielt, um damit Ihr ewiges Verderben zu bezahlen. Mein armer Neffe!"

„Neffe, sagtet Ihr — Neffe, Jakob?"

„Ja, nenne mich Jakob — Jakob Strong — Onkel Jakob — nenne mich wie Du willst, denn ich habe Dich geliebt, ich habe Dich auf die Probe gestellt, küsse mich, küsse mich! Ich habe Dich nicht wieder in meinen Armen gehalten, seitdem Du noch ein Säugling warst und ich bedarf etwas, was mein Herz erwärmt. Niemals hätte ich geglaubt, daß es mich so schmerzen könnte, wie diese Nacht."

„Onkel Jakob — einziger Bruder meiner Mutter — ich verstehe es nicht, aber es ist genug, dies zu wissen?"

Der Jüngling warf sich an Jakob's Brust und ward einen Augenblick lang von diesen ungeheuern Armen fast erdrückt.

„Das hat mir wohl gethan!" rief der Onkel, indem er sich mit dem Aufschlage seines Rockärmels

eine Thräne aus den Augen wischte, eine kindische Gewohnheit, die sich ihm mit dem ersten mächtigen an die Heimath erinnernden Gefühl wieder aufdrängte. „Nun gehe hinunter und füttere die Schlange mit diesem Gelde. Nun wirst Du wohl nicht mehr Bedenken tragen zu thun, was ich Dir sage.“

„Nein, wenn Du mir beföhlest, zum Fenster hinauszuspringen, so würde ich es thun.“

„Das könntest Du auch — das könntest Du, denn ich würde unten stehen, um Dich in meinen Armen aufzufangen. Ich werde als Zeuge mit zugegen sein. Es ist nicht das erste Mal, das kann ich Dir versichern.“

Leicester fuhr zusammen und ward bleich bis an die Lippen, als Robert in das Zimmer trat, denn eine bange Furcht bemächtigte sich seiner und um dieser zu entgehen ward seine Begier, die Mittel zu bekommen, deren er bedurfte, um das Land verlassen zu können, immer größer. Er schauete Robert scharf an, wartete aber, daß dieser zuerst sprechen würde. Der Jüngling war ebenfalls bleich, aber entschlossen und gefaßt. „Die Bank war geschlossen, ehe ich noch hinkam,“ sagte er in ruhigem Geschäftstone, indem er eine kleine lederne Tasche auf den Tisch legte und dieselbe aufschloß. „Aber ich fand Jemanden, der sich bereit erklärte, das Papier zu discontiren. Er braucht das Geld nicht sogleich und erspart uns daher die Mühe, es erst zu deponiren.“

Leicester konnte nur mit Mühe den Ausruf der

Herzenserleichterung unterdrücken, der ihm auf die Zunge stieg, als Robert die zur Hälfte mit Gold gefüllte Tasche öffnete. Er bedachte aber wohl, daß jede Kundgebung von Freude am unrechten Orte sein würde und bemerkte daher mit anscheinender Gelassenheit:

„Du hast es doch schon gezählt? Mußtest Du erst die Banknoten bei einem Makler umsetzen, wie ich Dir auftrug, um das Gold zu bekommen?"

„Nein, es ward bezahlt, wie Sie es sehen," antwortete der Jüngling, indem er nach der Thür ging, denn sein Herz empörte sich so gegen Leicester, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, diesen Auftritt auch nur einen Augenblick länger dauern zu lassen, als nothwendig war.

„Warte, nimm die Tasche mit," sagte Leicester, indem er das Gold in ein Schubfach seines Pultes schüttete; „ich will Dich Deines Eigenthums nicht berauben."

Robert verstand alles, ein schwaches Lächeln umspielte seinen Mund und er nahm die Tasche und ging hinaus.

„Kein Indicium, — nichts als reines Gold," murmelte Leicester, indem er das Schubfach wieder zuschloß. „Es ist ein Glück für Dich, mein junger Freund, daß der Inhaber dieses kostbaren Documents nicht wünscht, sein Papier sofort zu präsentiren. Die Freiheit ist süß für die Jugend und dieser Umstand sichert Dir ihren Genuß auf einige Tage länger —

nicht blos Dir, sondern auch mir! Ach, das ist ein überaus glücklicher Zufall. Ein guter Dampfer bringt uns halb über das atlantische Meer hinüber, ehe dieser kleine Irrthum bemerkt wird."

Leicester war plötzlich ganz anders; es bemächtigte sich seiner eine Heiterkeit, die fast unnatürlich zu nennen war.

„Nun auf den großen Ball," sagte er laut, indem er seine schöne Gestalt im Spiegel betrachtete. „Die Kleidung eines Bräutigams kann schon an und für sich als ein Charakteranzug betrachtet werden. Aber ein Paar andere Handschuhe muß ich anziehen. Dies kommt von der Versuchung. Ich konnte nicht dem Drange widerstehen, das Gold anzufühlen."

Der gewissenlose Mann lächelte und murmelte diese abgerissenen Gedanken vor sich hin, während er die kaum beschmuzten Handschuhe auszog und sie mit einem noch makelloser weißem Paare vertauschte. Er brauchte lange, ehe er sie an die Hand brachte. Dann brachte er andere Theile seiner Toilette sorglich in Ordnung. Alles Bewußtsein des großen Betruges, welches seinen Geist zur Erde hätte niederbeugen sollen, hatte ihn verlassen, als das Gold zum Vorschein kam. Man hörte an seinen abgebrochenen Worten wie vollständig leichtere Gedanken die Erinnerung an die schwarze That verdrängt hatten. „Diese Mrs. Gordon — ich bin neugierig, ob sie wirklich das Wesen ist, als welches man sie schildert. Wenn ich nicht diese

Reise nach Europa machen müßte, so könnte ich — doch nein, nun ist keine Möglichkeit mehr; aber ansehen will ich mir sie doch."

So vor sich hinlächelnd und murmelnd verließ Leicester das Hotel.

Der Abend war sehr schön und Leicester liebte es in einen Salon der feinen Welt zu treten, nachdem die Gäste sich bereits versammelt hatten. Er überlegte, daß ein ruhiger Spaziergang ihn ungefähr zu der Zeit, wo er es für wünschenswerth erachtete, nach Mrs. Gordon's Hause bringen würde, und schlenderte langsam dahin, entschlossen, auf jeden Fall den Ort seiner Bestimmurg nicht zu zeitig zu erreichen. Zuweilen aber versank er in Gedanken und dann ward sein Schritt, ohne daß er es wußte, schneller. Auf diese Weise gelangte er in den obern Theil der Stadt eher, als er es beabsichtigt hatte und zog eben vor einem erleuchteten Fenster seine Uhr heraus um genau zu sehen, welche Zeit es wäre, als eine schüchterne Stimme ihn mit den Worten anredete:

„Wollen Sie vielleicht die Güte haben, Sir, mir zu sagen, was dies für eine Straße ist?"

Er drehete sich herum und sah das kleine Mädchen, welches er gezwungen, Zeugin seiner Vermählung zu sein. Sie fuhr erschrocken zurück, als sie ihn erkannte.

„Ich — ich — ich wußte nicht, daß Sie es wären —" stammelte sie.

„Hast Du Dich verirrt?" sagte Leicester in

einem Tone, welcher sie schaudern machte, obschon er sehr leise und sanft war.

„Ja, Sir, ich werde mich aber schon wieder zurecht finden!“

„Wo wohnst Du denn? Ach, da fällt es mir ja ein. Na, da ich noch Zeit habe, so will ich einen kleinen Umweg machen und Dich führen, damit Du nicht zu Schaden kommst.“

„O nein, dies würde Ihnen zu viel Mühe machen.“

„Gar nicht. Du sollst mir zeigen, wo Du wohnst, mein hübsches Kind, damit ich weiß, wo ich Dich wiederfinden kann.“

Immer noch zögerte Julie.

„Ueberdies,“ sagte Leicester, indem er die Börse herauszog, „Du vergissest, daß ich Dich noch nicht für die schönen Blumen bezahlt habe, die ich Deinem Korbe geraubt.“

„Nein!“ antwortete das Kind jetzt ganz entschlossen. „Ich bin bezahlt. Ich schenke sie der armen jungen Dame.“

Leicester lachte. „Der armen jungen Dame! — meiner schönen Braut! Das laß ich mir gefallen.“

Julie ging weiter, sie hoffte, daß er seine Absicht vergessen würde, oder daß er blos die Absicht gehabt hätte, ihr Angst zu machen. Aber er schritt neben ihr her und schien sich an der Befangenheit des Kindes zu ergötzen. Er hatte noch eine halbe Stunde

übrig — wie konnte er sie angenehmer verbringen? Ueberdies lag ihm wirklich daran, genau zu wissen, wo das Mädchen wohnte. Sie war eine seiner Zeuginnen. Sie war gewissermaßen in Zusammenhang mit seinem Schicksale getreten. Vor allen Dingen aber — sie zitterte vor Furcht und eben so wie Nero würde Leicester ein Vergnügen daran gefunden haben, Fliegen zu martern, wenn kein größeres oder wilderes Thier zu haben war. Sein böser Hang, Schmerz zu bereiten, war unersättlich wie der des römischen Tyrannen, aber noch grausamer, denn während Nero sich mit physischen Qualen begnügte, trachtete Leicester vornehmlich darnach, das Gemüth zu foltern. Der römische Kaiser begnügte sich zuweilen mit einer Geige, die Musik aber, welche Leicester am meisten liebte, war das Wehklagen eines verwundeten Herzens.

„Hier wohne ich," sagte Julie, indem sie vor einem niedrigen alten Hause in einem engen Nebengäßchen stehen blieb, ganz außer Athem von der Anstrengung, die sie gemacht, ihrem Quälgeiste zu entfliehen. „Gehen Sie nicht weiter mit. Mein Großvater sieht es nicht gern, wenn Fremde zu uns kommen."

„Nur vorwärts, vorwärts," antwortete Leicester in einem Tone, der zugleich spöttisch und gutmüthig war; „Dein Großvater wird sich freuen."

Julie rannte wie verzweifelt die Stufen hinab. Sie wollte die Thür des Kellergeschosses rasch hinter

sich zuschlagen, aber eben als sie noch daran dachte, stand Leicester schon neben ihr in der finstern Halle. Sie lief weiter und öffnete die Thür des ärmlichen Zimmers, welches ihre Heimath war. Immer noch schritt er neben ihr her. Das Zimmer war von dem düstern Lichte erhellt, welches eine Hand voll glühender Asche in dem Dunkel verbreitete, denn die alten Leute, deren Umrisse sich undeutlich gegen den Heerd abhoben, waren noch zu arm, um Licht zu brennen, sobald es keine Arbeit dabei zu verrichten gab.

„Bist Du es, liebes Kind, und so ganz außer Athem?“ sagte die Stimme eines alten Mannes, welcher aufstand und mit der Hand auf dem Kaminsims zu tasten begann. „Wo bist Du denn so lange geblieben. Deine arme Großmutter hat nicht wenig Angst ausgestanden.“ Während er sprach, hörte man das Kratzen eines Zündhölzchens, welches nicht sogleich brennen wollte, an der Kaminwand.

„Der Herr, Großvater — es ist ein Herr mit hereingekommen — er wollte sich durchaus nicht abweisen lassen,“ rief das Kind.

Der alte Mann stutzte. Das Zündhölzchen wollte nicht brennen; er bückte sich und hielt es an die glühende Asche und als er sich wieder aufrichtete, fiel die bleiche, blaue Flamme auf das Gesicht seines Weibes und auf seine eigenen Züge. Diese Beleuchtung dauerte nur einen Augenblick — dann begann der Docht langsam zu brennen, aber es dauerte fast eine

halbe Minute, ehe das schlechte Talglicht einen ordentlichen Schein verbreitete. Der alte Mann wendete sich nun nach der offenen Thür, indem er die Hand vor das Licht hielt. „Wo denn, Kind? ich sehe keinen Herrn.“

Julie sah sich um. Noch einen Augenblick zuvor hatte Leicester neben ihr gestanden. „Er ist fort, er ist fort!“ rief sie, auf ihre Großeltern zuspringend. „O Großmutter — o Großvater, wie hat er mich erschreckt. Es war derselbe Mann, den ich an jenem Tage auf dem Werft sah!“

Viertes Kapitel.

Nacht und Morgen.

Prachtvoller als Alles, was bis jetzt im amerikanischen Leben bekannt gewesen, war der Ball, von welchem unsere Leser bis jetzt nur einen schwachen Schimmer erblickt haben. Wenigstens ein Dutzend Gemächer, einige derselben von palastähnlichen Dimensionen, andere wieder klein und elegant, waren dem glänzenden Schwarme geöffnet, der sich zu versammeln begann, als das Blumenmädchen das Haus verließ. Der Zimmergarten war mit blühenden Pflanzen gefüllt und von Lampen erleuchtet, die in Alabastergefäßen wie schwankende Monde aufgehängt waren. Ueppige Massen südamerikanischer Pflanzen bedeckten die Wände mit Blüthen. Passionsblumen rankten sich bis an das krystallene Dach hinauf und ließen ihre sternigen Blüthen unter die Lampen herabfallen. Bäume mit dem leichten federartigen Laubwerk, welches den Wende-

kreisen eigenthümlich ist, neigten sich schützend über die blühenden Pflanzen. Eine Wasserlilie schwamm in dem Marmorbecken einer dünnen Fontaine und breitete ihre grünen Blätter über das Wasser, während eine Schaar kleiner Goldfische pfeilschnell zwischen den Schatten hin und her glitzerte. Die Luft war erfüllt von dem Wohlgeruche der Heliotropen und des Jasmins. Weiches Moos kroch rings um das marmorne Becken und zog sich abwärts bis auf den getäfelten Fußboden. Es war, als beträte man ein Feenland, wenn man aus einer stattlichen Gemäldegalerie, die sie von dem Empfangszimmer trennte, in diese sternenhelle Blumenwildniß trat. Es war eins von Dunlap's Meisterstücken. Kein Künstler entwarf je ein imposanteres Gemälde — keine Peri fand je ein reizenderes Paradies. Die seidenen Vorhänge, welche die Gemäldegalerie von dem Empfangszimmer trennte, waren zurückgeworfen und auf diese Weise eine Fernsicht gebildet, durch welche das Auge hinabschweifte, bis die Perspektive sich in den Blättermassen verlor und wenn man in den ersten von Gaslicht fluthenden Salon trat, bot sich ein Anblick dar, dem kein europäischer Palast, ausgenommen an Umfang, etwas Aehnliches an die Seite stellen konnte. Ein jedes der hohen buntgemalten Fenster hatte eine entsprechende Brüstung, mit Spiegeln ausgekleidet, welche jeden Gegenstand, der in ihr Bereich kam, vervielfältigten und wiederspiegelten. Frescogemälde schimmerten von

den Decken, aber so zart gehalten und in die schlanken goldenen Rippen hineingearbeitet, daß alle Ueberladung vermieden war. Jedes Zimmer besaß seine besondere Farbe und seinen besondern Styl der Ausschmückung, aber dabei war der natürliche Contrast so streng aufrecht erhalten und die Harmonie so gut beobachtet, daß die Zimmer, wenn sie alle geöffnet waren, ein einziges glänzendes Ganze bildeten, welches studirt werden konnte wie das Werk eines großen Künstlers, und stets neue Schönheiten darbot.

Die Zimmer füllten sich rasch. Die Phantasieanzüge gaben den Zimmern einen neuen Glanz. Kein königlicher Hof zeigte ein prächtigeres Schauspiel. Das Blitzen der Juwelen — das Wallen der Federn, das Schimmern des Goldbrocats hatte etwas Königliches, was in seltsamem Widerspruche mit den einfachen republikanischen Sitten stand, mit welchen unser junges Land seine Laufbahn unter den Nationen der Erde begann. Aber von all' diesem blendenden Schwarme hat unsere Geschichte es besonders mit den vier Personen zu thun, welchen das Schicksal durch all' diesen Glanz und diese Pracht mit immer rascheren Schritten entgegentrat.

William Leicester trat ein als die Gäste schon fast alle versammelt waren. Der Abend war so ereignißvoll gewesen, daß selbst die eisernen Nerven dieses Mannes erschüttert waren und er betrat das Haus

mit bleichen Wangen und funkelnden Augen, als ob er wüßte, daß er seinem Schicksale entgegenginge.

Was war es, was ihm den seltsamen Wunsch einflößte, das junge Mädchen zu begleiten, bis sie ihn in die Nähe jener alten Leute führte, die in der dunkeln Kellerwohnung am Feuer kauerten? Welcher Dämon führte ein Ereigniß so dicht nach dem andern herbei? Er begann eine Art Selbstmißtrauen zu empfinden; ein gewisser Aberglaube bemächtigte sich seiner und er sehnte sich, das atlantische Meer zwischen sich und alle diese ihn verfolgenden Bedrängnisse zu bringen.

Einigen wenigen distinguirten Personen war gestattet worden, dem Balle in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung beizuwohnen und unter diesen befand sich Leicester, der in dem eleganten, aber prunklosen Anzuge erschien, den er bei seiner Vermählungsceremonie getragen.

„Aber, Leicester, Du bist bleich! Ist etwas vorgefallen oder ist es blos die Wirkung dieser weißen Weste?“ sagte ein junger Türke, der in der Nähe des Eingangs stand und seine bewundernden Augen von der Spitze seiner gestickten Babuschen abwendete, um seinen Freund zu betrachten.

„Bleich? nein! ich bin blos müde, denn ich bin, wie Du weißt, mit den Anstalten zu meiner Reise nach Europa beschäftigt.“

„Das ist allerdings eine langweilige Geschichte,“

antwortete der junge Mann, indem er seine Kaschemirschärpe zurechtrückte. „Ist Mrs. Gordon nicht schön heut Abend? Die schönste Frau im Zimmer, der ungezählten Pyramiden zu geschweigen! Sie ist ein verführerischer Köder — selbst für Dich, Leicester.“

„Sie muß einige ihrer Pyramiden demolirt haben, ehe dieses Paradies geschaffen ward, glaube ich,“ antwortete Leicester, indem er die Fernsicht der geöffneten Zimmer hinabschauete, in welchen es jetzt von Leben und Schönheit wimmelte.

„Ja, wenigstens drei,“ entgegnete der jugendliche Türke, indem er einen Fuß auf den Teppich vorwärts setzte, um den Fall seiner weiten Hosen bewundern zu können; „mit einhundertundfünfzigtausend ist ein solcher Ort wie dieser noch nicht bezahlt.“

„Also nehmen Sie eine Pyramide zu fünfzigtausend an, junger Herr. Wenn nun eine Dame blos die Hälfte dieser Summe hat, wie hoch schätzen Sie sie dann?“

„Fünfundzwanzigtausend,“ wiederholte der junge Weltmann; „eine Frau, die nicht mehr besitzt, verdient gar keine Schätzung, wenigstens nicht eher, als bis einer ein alter Kerl von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren geworden ist.“

Ein ruhiges, spöttisches Lächeln krümmte Leicester's Lippe. Obschon in Bezug auf sein eigenes Alter etwas empfindlich, machte ihm doch dieses Probestück des jungen Amerika wirkliches Vergnügen.

„Also, diese Wittwe mit so vielen Pyramiden — Sie glauben, sie wäre eine Partie, die der Mühe verlohnte. Wie, wenn ich nun den Versuch machte?“

„Wenn Sie zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre jünger wären, so könnte es vielleicht gehen.“

Leicester lachte hell auf.

„Na, da ich zu einem Nebenbuhler zu alt bin, so zeigen Sie mir vielleicht, wo die Dame ist, ich habe sie noch gar nicht gesehen.“

„Was — Sie haben Mrs. Gordon noch nicht gesehen — die schöne Mrs. Gordon? Ich dachte, Ihr alten Käuze wäret etwas hitziger dahinterher. Ich kenne ein halbes Hundert junge Herren, die ganz närrisch in sie sind.“

„Dann habe ich allerdings keine Aussicht.“

„Das möchte ich selbst bezweifeln,“ entgegnete der junge Mann, indem er in einem gegenüber befindlichen Spiegel sein eigenes Bild betrachtete, „besonders ohne Costüm. Ein solches Costüm zum Beispiel wie das meine — das macht Eindruck auf die Frauen.“

Leicester ward des jungen Mannes überdrüssig.

„Wohlan,“ sagte er, „wenn Sie mir nicht helfen wollen, so muß ich die Dame selbst ausfindig zu machen suchen.“

„O warten Sie, bis die Menge sich ein wenig öffnet. Da, jetzt spielt das Orchester auf — der Walzer beginnt; jetzt haben Sie eine gute Gelegenheit — ist sie nicht süperb?“

Einen Augenblick lang umflorte eine Wolke Leicester's Augen. Er fuhr sich mit der beschuheten Hand darüber und dann sah er deutlich.

„Welche ist Mrs. Gordon?" fragte er in so schroffem Tone, daß der junge Elegant fast seine orientalische Ruhe darüber vergessen hätte.

„Aber wie schwer Sie doch begreifen! als ob es auf Erden noch ein Weib gäbe, welches man für sie halten könnte."

„Ist sie dies?" fragte Leicester, indem er fast den Arm nach einer Dame ausstreckte, welche als Ceres gekleidet an der Thür eines Nebenzimmers stand.

„Natürlich ist sie es. Kommen Sie, ich will Sie vorstellen, so lange noch die Möglichkeit dazu vorhanden ist, obschon ich nicht begreife, wie zum Teufel Sie überhaupt hierher gekommen sind, ohne vorher eingeführt worden zu sein. Kommen Sie, sie steht eben hierher."

„Noch nicht," antwortete Leicester, indem er auf die Seite trat, wo er der Beobachtung weniger ausgesetzt war.

„Aber wie seltsam Sie auf einmal aussehen! Sind Sie gleich auf den ersten Blick gefangen, wie?" fuhr sein Quälgeist fort.

Leicester versuchte zu lächeln, aber die Lippen versagten ihm den Dienst. Er wollte sprechen, war aber keines Wortes mächtig.

„Kommen Sie, kommen Sie, ich bin für die nächste Polka engagirt.“

„Entschuldigen Sie,“ antwortete Leicester, indem er seine stolze Gestalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtete; „ich scherzte blos. Mistreß Gordon und ich sind alte Bekannte.“

„Dann will ich gehen und meine Tänzerin aufsuchen,“ rief der Türke, indem er durch das Funkeln dieser grimmigen Augen fast erschreckt ward.

„Thun Sie das,“ sagte Leicester, indem er sich auf die Marmorplatte eines in der Nähe stehenden Tisches lehnte.

Und nun mit einem Dämon im Herzen und Feuer im Auge stand William Leicester da und betrachtete sein Weib.

Ada hatte diesen Ball zu einem bestimmten Zwecke gegeben. Hier, umringt von all dem Pomp und Glanz, den ihre Stellung und ihr unermeßlicher Reichthum ihr gewährte, beabsichtigte sie nochmals ihrem Gatten gegenüberzutreten. Welcher verborgene Beweggrund in den Tiefen ihres Gemüthes lag, weiß ich nicht. Vielleicht — denn eine Liebe wie die ihrige läßt sich zu seltsamen Demüthigungen herab, vielleicht erwartete sie einen Schimmer seiner früheren Zärtlichkeit, durch die Pracht wiederzugewinnen, welche er, wie sie wohl wußte, so sehr liebte. Vielleicht hatte sie wirklich die Absicht, ihn durch ihre königliche Nähe zu erschrecken, ihn mit verachtungsvollen Vorwürfen

zu überhäufen und sich dann auf immer von ihm zu trennen. Dies war wahrscheinlich der Grund, den sie vor ihrem eigenen Herzen angab, aber ich glaube, daß bei diesem Allen doch noch ein Traum der Wiederversöhnung im Hintergrunde schlummerte. Zu jeder andern Zeit würde Ada unter ihrem eigenen Dache mit weniger Pomp bekleidet gewesen sein, denn ihr Geschmack war ein vollkommen guter und die elegante Einfachheit ihres Costüms war etwas, wodurch sie sich stets auszeichnete. Jetzt aber hatte sie einen Zweck zu erreichen — eine stolze Seele in den Staub zu demüthigen, und sie belud sich mit Glanz und Pracht, gerade wie ein Krieger vor dem Kampfe seine Rüstung anlegt. Der Charakter der Ceres, in welchem sie erschien, eignete sich ganz besonders für den hohen Grad von Schönheit und die natürliche Anmuth ihrer Person. Um die Pracht ihres Costüms zu erhöhen, hatte sie all ihre Juwelen bei Bell und Black in Kränze, Bouquets und Gruppen fassen lassen, die dem gewählten Charakter entsprachen und als Leicester sie aus der Ferne betrachtete, wurden seine Augen förmlich geblendet von den Blitzen regenbogenfarbenen Lichtes, welches jeder Bewegung ihrer Person folgte. Ihr Uebergewand von feinen Brüsseler Spitzen war durch Früchte, Gras und Blätter, alle von Edelsteinen, in weichen Wolken emporgehalten, so daß das darunter befindliche Atlaskleid sichtbar ward. Kirschen von natürlicher Größe aus glühenden Karfunkeln geschnit-

ten; Weintrauben aus Saphiren oder bernsteinfarbig aus Topasen zusammengesetzt, Johannisbeeren von Rubinen, kleine Aepfel aus rothen neapolitanischen Korallen, Weizenähren mit goldenen Bärten und dicht mit Diamanten besetzt — alles mit Blättern und biegsamem Gras untermischt, war unter den duftigen Spitzen gruppirt, so daß das Licht mit tausendfacher Pracht des Sonnenuntergangs hervorblitzte.

Ihre schönen runden Arme waren fast bis an die Schultern entblößt, wo eine weiche, nebelartige, über ihren Busen fallende Spitzenhülle durch Agraffen von fruchtähnlichen Juwelen festgehalten ward. Ihr Haar, nach Art einer griechischen Statue geordnet, wallte in Locken von ihrem Haupte herab und ward von einer Juwelenguirlande gekrönt, welche Strahlen bunten Lichtes durch die goldenen Flechten hindurchzucken ließ. Die prachtvollsten Juwelen, die sie besaß, waren zu diesem Kranze aufgespart und in Früchte und Blumen umgewandelt worden. Hier waren diamantene Fuchsias von Rubinen durchzogen und Vergißmeinnichts von Türkisen, jedes mit einer gelben Perle in der Mitte, mit diamantenen Weizenähren und Stengeln gruppirt, von denen einige goldene Früchte trugen, andere mit gelben Diamanten besetzt waren. Die Weinblätter, die über ihre Schläfe herabfielen, waren grün von Smaragden und eine einzige von Karfunkeln gebildete Kirschengruppe, in deren Mitte ein Tropfen Wein zu fließen schien, ruhete auf ihrer wei-

ßen Stirn. Große Diamantentropfen waren wie Thau über diese glänzenden Fruchtgruppen gesprenkelt und verloren sich in den Locken ihres Haars.

Ada stand unter dem Glanze eines Lüstres, welcher sein Licht über diesen prachtvollen Kranz herabströmte und die Juwelen ihres Gürtels traf, die es in gebrochenen Blitzen zurückwarfen. Luftige Spitzenwogen hingen an diesem Gürtel, so wie wir die Draperie an jenen antiken Statuen der Ceres finden, die noch unter den Trümmern Athens vorhanden sind.

Leicester stand regungslos da und betrachtete seine Gattin. Jeder Edelstein, den sie trug, schien ihm seinen Werth einzuprägen. Diese Ueberraschung hatte ihn für den Augenblick überwältigt, aber kein Ereigniß besaß die Macht, ihn aus der Fassung zu bringen, nicht einmal während der kurzen Zeit, wo er sie betrachtete.

Sein Entschluß war gefaßt. Gelassen und, abgesehen von einem wilden Glanze der Augen und einer leichten Bläſſe um den Mund herum, so ruhig, als ob sie erst gestern sich getrennt hätten, ging er den Saal hinab.

Die Menge hatte sich jetzt mehr nach dem Tanzsaale gezogen und in diesem Augenblicke war das Empfangszimmer, in welchem Ada stand, etwas frei von der schimmernden Menge, die sich einen Augenblick vorher um sie gedrängt hatte.

Noch standen einige Personen in ihrer Nähe, be-

gierig, jeden freien Augenblick der Wirthin zu erhaschen, denn niemals selbst in ihrer heitersten Laune war sie so brillant gewesen wie jetzt. Ihre Lippen wurden roth von den Witzfunken, die darüber hinsprüheten. Ihre Augen blitzten von Leben und Geist, und eine warme, scharlachne Röthe lag auf ihrer Wange, wo sie brannte wie eine Flamme, aber immer glänzender und glänzender ward, so wie der Abend weiter vorrückte. Zuweilen hielt sie in der Mitte eines Redesatzes inne und sah sich forschend unter der Menge um. Dann zeigte sich auf ihrer Stirn ein leichtes Runzeln, als ob der Juwelenkranz verborgene Dornen hätte, welche ihre Schläfe durchbohrten; sobald sie aber sich zu besinnen schien, ward ihr Lächeln wieder brillant und ein Witzfunke verdrängte den Eindruck, den ihr Antlitz den Augenblick zuvor noch gemacht hatte.

Eben hatte sie einem Herrn, der neben ihr stand, eine lachende Antwort gegeben und warf, sich abwendend, wieder einen jener ängstlich suchenden Blicke über das Zimmer. Sie fuhr zusammen; ihr Auge blitzte und indem sie ihre Gestalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtete, stand sie mit festgeschlossenen Lippen und glühenden Wangen da, bereit, ihren Gatten zu empfangen. Er kam den Saal herab und bewegte sich mit seiner gewöhnlichen geräuschlosen Grazie langsam vorwärts. Dann und wann blieb er stehen, wenn die Menge ihn drängte und es dauerte eine volle Minute,

nachdem sie ihn zuerst gesehen, ehe er ihr nahe genug kam, um sie anreden zu können.

„Werthe Lady, ich werde mir niemals verzeihen, daß ich so spät gekommen bin," sagte er, indem er die Hand ausstreckte. „Aber warum sagte uns Ihre Einladung nicht sogleich, daß ein Paradies unser erwartete?"

Einen Augenblick lang ward Ada bleich und verlor ihre Selbstbeherrschung. Diese kaltblütige Keckheit des Mannes setzte sie in Erstaunen. Sie hatte erwartet, ihn zu verblüffen und versprach sich den Genuß seiner Verwirrung; aber ehe er noch ausgeredet hatte, stieg ihr das Blut wieder in die Wange, ihre Lippen wurden wieder roth und ihre Augen schienen Feuer in die seinigen zu sprühen. Er hatte während er sprach ihre Hand ergriffen und drückte dieselbe sanft, aber mit einer Bedeutung, welche den ganzen Stolz ihrer Natur aufrüttelte.

Hoffte er vielleicht, seine alten Künste an ihr wieder zu versuchen? War sie ein Schulmädchen, daß sie sich durch einen Händedruck und leere Komplimente wiedergewinnen lassen sollte? Der listige Mann irrte sich. Lachend zog sie ihre Hand zurück.

„Also wußten Sie nicht, daß die Göttin des Ueberflusses hier herrscht?"

Es lag eine tiefe Bedeutung in den leichthin gesprochenen Worten und einen Augenblick lang wichen

Leicester's kecke Augen vor dem Blicke der ihren zurück, aber er hatte sich sofort wieder gefaßt.

„Der Charakter ist nicht gut gewählt, ich würde eine bessere Wahl getroffen haben."

„Und ich bitte — was würden Sie gewählt haben?" fragte sie mit athemloser Hast.

Er beugte sich vorwärts und mit einem Lächeln auf seinen Lippen, als ob er ein Kompliment ausspräche, flüsterte er: „Eine Niobe."

Der Ton, in welchem dies gesprochen ward, verletzte sie mehr als die Worte.

Sie trat mit einer so plötzlichen Bewegung zurück, daß das Licht wie Sonnenstrahlen von ihrem Juwelenkranze zurückgeworfen ward.

„Alles, was Niobe liebte, verwandelte sich in Stein. Hierin sind wir einander ähnlich," sagte sie mit gedämpfter Stimme, welche vor Bewegung zitterte.

Er neigte sein Haupt und war im Begriffe, in demselben gedämpften Tone zu antworten, aber sie trat mit einem leisen herausfordernden Gelächter zurück.

„Nein — nein. Es wäre dies eine traurige Rolle und ich habe den Thränen längst Valet gesagt," antwortete sie, indem sie sich zu einer heitern Gruppe wendete, die sich um sie versammelt hatte. „Was sagen Sie dazu, meine Herren, unser Freund hier giebt einem traurigen Charakter den Vorzug; sehe ich wohl aus wie eine Frau, welche immer weint?"

„Nein, es müßten denn die Engel auch weinen,“ antwortete einer aus der Gruppe.

„Die Engel weinen allerdings, wenn sie die Heimath verlassen, die ihnen angewiesen ist,“ flüsterte Leicester, indem er sich wieder zu ihr hinneigte, „und es ist nicht mehr als Recht, daß sie es thun.“

Dieses Mal trat sie nicht zurück. Seine Worte stachelten sie vielmehr zu neuer Kraft auf und seltsamer Weise schien Leicester ihr weniger hassenswerth zu sein, als er diese verdeckten Vorwürfe aussprach, als sein erstes gewandtes Kompliment ihn gemacht hatte. Eine Entgegnung schwebte auf ihrer Lippe, aber gerade in diesem Augenblicke kam eine Gruppe lachend und heiter aus dem Tanzsaale herein.

„O, Mrs. Gordon, welch' eine komische Maske!“ rief ein Blumenmädchen, indem sie sich bis zur Wirthin Bahn brach; „ein Briefträger mit ganzen Bündeln Briefen, wirklichen Briefen; noch niemals hat man so etwas gesehen. Ich bin überzeugt, Mr. Willis und einige andere Dichter hier, die ich nennen könnte, haben hierbei die Hand mit im Spiele gehabt, denn einige der Briefe enthalten wirklich ganz herrliche Gedichte. Schauen Sie nur her; ist das nicht köstlich?“

Das Mädchen hielt einen geöffneten Brief in der Hand, in welchem ein etwa sechs Zeilen langes Gedicht geschrieben stand.

„Lesen Sie es vor! lesen Sie es vor,“ riefen

mehrere Stimmen gleichzeitig. „Hier hat Niemand Geheimnisse!“

„O, um keinen Preis,“ antwortete das Mädchen, indem sie vor sich hinlächelnd die Blumen in ihrem Korbe herumwarf, „Mrs. Gordon wird nicht darauf bestehen, das weiß ich gewiß.“

Ada sah, was von ihr erwartet ward und sie hielt den Brief in die Höhe, als die junge Dame that, als ob sie ihn ihr wieder entreißen wollte.

„Wie aber, wenn ich nun darauf bestehe,“ sagte sie, „der Briefträger ist nicht befugt, Briefe hierher zu bringen, die nicht für das allgemeine Vergnügen bestimmt sind.“

„Aber das ist doch zu toll,“ rief das Blumenmädchen, indem sie ihre Freude hinter einem Schmollen zu verbergen suchte. „Ich wenigstens bin nicht schuld daran.“

„Lesen Sie, lesen Sie,“ riefen mehrere Stimmen aus der Menge.

„Nein,“ sagte Ada, welche des Auftrittes überdrüssig war und sich muthwillig geneigt fühlte, das Mädchen wegen ihrer Ziererei zu strafen. „Alles Amüsement muß hier freiwillig sein.“

Die junge Dame ergriff ihren Brief mit einem Schmollen, welches diesmal aufrichtig war und verbarg ihn in ihrem Korbe.

Während dieser kurzen Scene hatte sich Leicester unbemerkt aus dem Zimmer geschlichen und zwei selt-

same Personen nahmen seinen Platz ein. Es würde dies bei einer so zahlreichen Versammlung kaum bemerkt worden sein, wenn nicht die Costüms, in welchen diese Personen erschienen, höchst auffällig gewesen wären. Die eine war als Nacht, die andere als Morgen gekleidet, aber die wolkenähnliche Draperie, die sie umhüllte, war von feiner florentinischer Seide, so daß sie Alles sehen konnten, was vorging, während ihre eigenen Züge vollständig verhüllt waren. Keine von beiden sprach und ihre Gegenwart verbreitete unter der die Wirthin umgebenden Gruppe eine gewisse Befangenheit. Sie schienen dies selbst zu bemerken und zogen sich allmälig zurück, bis sie endlich an einem Pfeiler stehen blieben, der unmittelbar hinter Ada und der sie umgebenden Gruppe zwei Zimmer von einander schied.

Leicester hatte sich nach dem Garderobezimmer der Herren begeben, welches in diesem Augenblicke ganz leer war. Er schien bei seinem Eintritte in einiger Aufregung zu sein. An ein Licht tretend, zog er eine Brieftasche hervor, sah rasch einige darin liegende Papiere durch und wählte eins davon aus. Dieses öffnete er, durchlas die ersten Zeilen und schaute sich dann im Zimmer um, als ob er etwas suchte.

Die Briefe und Gedichte, welche dem nachgemachten Briefträger zur Bestellung übergeben worden, waren offenbar hier gefertigt, denn in der einen Ecke

stand ein Schreibtisch mit Federn, buntem Briefpapiere und Couverts bedeckt.

„Welch' ein Glück!“ rief Leicester, als er diese Materialien sah und begann unter den Couverts eins von der Größe zu suchen, wie er es brauchte. Nachdem er eins gefunden, legte er das aus seiner Brieftasche genommene Papier auf den Tisch und das Licht einer Wachskerze, welche zum Gebrauche hier bereit stand, zeigte eine in dem Papiere liegende zusammengeringelte Haarlocke.

Leicester schob die Locke mit dem Finger zurück, während er das Couvert überschrieb und sah bei jedem Buchstaben auf das andere Papier, wie um sein Werk mit der Schrift zu vergleichen, die dort stand. Als er damit fertig war, fiel das Licht auf seinen eigenen Namen, von weiblicher geläufiger Hand geschrieben. Er lächelte befriedigt, legte die Haarlocke in das Papier und schob beides in das Couvert, welches er sorgfältig zusiegelte. Er verließ das Zimmer mit einem listigen Lächeln auf seiner Lippe und winkte einem Diener.

„Nehmt dies und gebt es dem Briefträger, den Ihr irgendwo in dem zweiten Salon finden werdet. Sagt ihm, Mrs. Gordon wünsche, daß er es in ihrer Gegenwart abgebe; Ihr versteht mich, nicht wahr?“

„Ja wohl,“ sagte der französische Diener, erfreuet über einen Auftrag, der seinem Geschmacke so zusagte. „Ich habe schon eine Menge dergleichen Dinge heute Abend besorgt.“

„Thut es aber in aller Stille — Ihr versteht mich — hier ist auch ein kleines Botenlohn.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr,“ sagte der Mann, indem er mit einer tiefen Verbeugung das Goldstück in Empfang nahm. „Er soll sehen, wie unsichtbar ich werde.“

Leicester stahl sich wieder in die Empfangszimmer zurück und mischte sich, unbemerkt, wie er glaubte, unter die Gruppe, welche die Wirthin noch umgab; wer aber Ada genau beobachtet hätte, würde gesehen haben, daß die Apathie, die sich während seiner Abwesenheit ihrer bemächtigt, plötzlich verschwand, während ihr Wesen und Blick wieder aufgeregt und brillant ward. In diesem Augenblicke näherten sich Nacht und Morgen der Säule noch mehr und traten ganz dahinter.

„Hier kommt er, hier kommt der Briefträger!“ riefen ein halbes Dutzend junge Damen gleichzeitig; „wer wird jetzt einen Brief bekommen? Natürlich, Mrs. Gordon!“

Einer der ersten Juristen des Staates trat in den Saal und spielte den Briefträger mit viel Geschick und Eifer. Er trug ein Bündel Briefe auf dem Arme und hielt mehrere einzelne in den Händen. Unter den jungen Damen machte sich eine große Bewegung bemerkbar als er erschien und das Wedeln und Kokettiren mit den Fächern und Winken mit den Händen war von der Art, daß ein Mann dadurch sehr leicht von dem Pfade seiner Pflicht hätte abgelockt werden

können. Unser Briefträger aber wendete sich weder rechts noch links, sondern marschirte gerade auf Leicester zu, dem er mit den Worten: „Zwei Cents, Sir, wenn's beliebt," einen Brief überreichte.

Leicester empfing eben so ernst den Brief, nahm ein Fünfcentstück aus der Tasche, legte es in die ausgestreckte Hand des Briefträgers und sagte: „Da werde ich wieder herausbekommen."

Ein lautes Gelächter begleitete diesen Auftritt; der Briefträger aber, der sich dadurch keineswegs aus der Fassung bringen ließ, nahm das Fünfcentstück zwischen die Zähne, während er in seiner Tasche nach einzelnem Gelde suchte. Nachdem er drei Cents herausgesucht, zählte er sie in Leicester's flache Hand und lief dann weiter, als ob er für sämmtliche Posten der Vereinigten Staaten verantwortlich wäre.

Leicester stand einen Augenblick lang mit dem Briefe da, lächelte und schien nicht zu wissen, ob er ihn öffnen sollte oder nicht.

Ada blickte von dem Briefe auf sein Gesicht. Selbst jetzt noch fühlte sie einen Stich der Eifersucht im Herzen, der sie mit Selbstverachtung erfüllte.

„Nein, nein — das geht durchaus nicht," riefen alle Stimmen ringsum, als Leicester im Begriffe zu stehen schien, das Briefchen in die Tasche zu stecken. „Hier sind alle Briefe öffentliches Eigenthum — erbrechen Sie das Siegel! erbrechen Sie das Siegel!"

Mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen,

als ob man ihn zwänge, etwas Albernes zu thun, erbrach er das Siegel und schlug den Brief auseinander. Eine Locke goldenen Haares fiel zu seinen Füßen und er raffte sie schnell auf und barg sie in der Hand. Ein Ausbruch heiteren Gelächters folgte auf diese Bewegung.

„Lesen Sie — lesen Sie — es ist ein Gedicht — das sehen wir von weitem, lesen Sie uns das Gedicht vor!“ riefen mehrere Stimmen ringsum.

„Verschonen Sie mich,“ sagte Leicester anscheinend etwas ärgerlich, „wenn aber unsere schöne Wirthin Lust hat, Sie aufzuklären, so gebe ich dazu meine Einwilligung.“

Ada streckte die Hand nach dem Papiere aus. Ein seltsames Gefühl hatte sich ihrer gleich bei dem ersten Anblicke des Briefes in den Händen des Pseudobriefträgers bemächtigt und nur mit Mühe bekämpfte sie dieses Gefühl so weit, daß sie mit ihrer gewöhnlichen nachläßigen Ruhe das Blatt öffnen konnte.

Sie überflog die erste Zeile. Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie zu sprechen versuchte, aber sie brachten keinen Laut hervor und allmälig wich die Röthe daraus hinweg, so daß sie völlig bleich wurden.

Leicester belauerte sie mit halb abgewendeten Augen und die Umstehenden sahen in heiterer Erwartung zu, denn Niemand anders bemerkte die Veränderung in ihrem Antlitz. Man glaubte, sie suche sich

erst ein wenig in dem Inhalte des Gedichts zu orientiren, ehe sie mit dem Vorlesen begänne.

Der Brief enthielt eine leidenschaftliche Ansprache an Leicester, welche Ada früher einmal nach dem ersten Ausbruche von Eifersucht, welcher ihr eheliches Leben gestört, an ihn geschrieben hatte. Wie es gewöhnlich geschieht, wenn ein warmes Herz unrecht gethan oder erlitten — gleichviel was — war sie die Erste gewesen, welche wieder nachgab und, verschwenderisch mit Selbstvorwürfen, ergoß sie sich in leidenschaftlichen Worten der Reue, als ob die ganze Schuld an ihr gelegen hätte. In ihrer ersten eifersüchtigen Entrüstung hatte sie eine Haarlocke zurückverlangt, die er ihr eines Abends in dem Hause ihres Vaters geraubt.

Er hatte sie ihr kalt zurückgegeben, ohne weiter ein Wort dazu zu sagen. Außer sich vor Schrecken, daß dies das Siegel ewiger Trennung sein könne, hatte sie die Haarlocke, welche jetzt Leicester's Hand barg, in Begleitung des Gedichts wieder zurückgesendet, welches er mit teuflischer Heimtücke ihr jetzt in die Hände gespielt.

Die arme Ada, — sie schien nicht mehr den bunten Schwarm zu sehen, von welchem sie umringt war. Die Tage ihrer Jugend stiegen wieder in ihrer Erinnerung auf — das alte väterliche Haus — die Leiden und Freuden der ersten Zeit ihres Ehestandes. Während sie zu lesen schien, drängte sich ein ganzes

Leben von Erinnerungen in wilder Hast durch ihre Gedanken und der ganze Saal schien mit ihr im Kreise herumzuwirbeln.

Leicester stand da und betrachtete sie mit anscheinender Unbefangenheit, aber er glich der Spinne, welche die Fliege in ihrem Netze beobachtet.

„Sie kann es nicht vorlesen — das dachte ich mir,“ sagte er bei sich selbst, „möge sie kämpfen — so lange ihre Lippen auf diese Weise erbleichen, ist sie mein; ich wußte, daß ich sie damit in's Herz treffen würde. Mögen die Thoren schreien, wie sie wollen — sie verstummt vor der Gewalt der alten Erinnerungen.“

Ihm selbst unbewußt, legte sich ein kaltes triumphirendes Lächeln auf seine Lippen, während diese Gedanken durch Ada's fortgesetztes Schweigen Kraft gewannen. Die Augen auf das Papier geheftet, schien sie immer noch zu lesen.

Endlich wurden ihre Gäste höflich ungeduldig.

„Wir sind ganz Ohr!“ rief eine Stimme.

Sie hörte es nicht, es dauerte jedoch nicht lange, so fingen auch Andere an, zu lachen und zu rufen, und endlich blickte sie auf, als ob sie zu wissen wünschte, was dieser ganze Lärm zu bedeuten habe. Ihre Augen fielen auf Leicester. Sie sah das Lächeln, von welchem er wahrscheinlich selbst nichts wußte und die Gegenwart blitzte wieder in ihr auf.

„Er hoffte, mich durch diese Erinnerungen zu zermalmen," dachte sie mit urplötzlichem Scharfblicke.

Das Leben kam zurück in ihre Augen, die Kraft in ihre Glieder und ohne weiter zu zögern, begann sie. So wie sie weiter las, erglühete ihr Antlitz von dem Feuer eines verwundeten Gemüthes, ihre Stimme tönte lauter und leidenschaftlicher und ihr Frauenherz schien in jedem Worte zu schlagen.

Nimm sie zurück, die blonde Locke,
Die ich Dir einst an's Herz gelegt,
Daß nicht der Liebe Sterbeglocke
Schon jetzt an unsre Ohren schlägt.
Mein ist die Schuld, daß unser Frieden
Durch Zwist und Groll verkümmert ward;
Mir ist der herbste Theil beschieden:
Mein eignes Herz — es straft mich hart.

Wo sind die trauten Wonnestunden,
Wo wir der Liebe Wort getauscht!
Sind sie auf ewig hingeschwunden?
Sind sie auf immerdar verrauscht?
Ach nein, ach nein, sie kehren wieder,
Wenn mir Dein Auge wieder blickt;
Dann tönen meines Herzens Lieder
Und all' mein Sein ist neu entzückt.

Ich kann die Locke nicht behalten,
Sie brennt wie Feuer in der Hand!
Wie konnte sich so schnell gestalten
Der Dämon, Eifersucht genannt!

Ich weiß, ich habe schwer geirret,
Ich weiß, die Schuld ist einzig mein —
Von bösen Genien umschwirret
Trübt sich der Liebe Flammenschein.

Doch schnell ward's wieder vor mir helle,
Ich sah, wie schwer ich Dich verkannt
Und meiner Liebe heiße Quelle
Stieg hoch empor zum duft'gen Rand.
Die mir des Herzens Ruhe stahlen,
Die schwarzen Schatten dicht und nah, —
Entschwunden sind die Zweifelsqualen,
Der Glaub' an Dich ist wieder da.

Und wär's zu spät, nun dann, dann streue
Dies Haar in alle Winde fort,
Daß sich des Hasses Wuth erneue
Und dies hier sei mein letztes Wort:
Ich werde dulden still bekümmert,
Erbleichen wird das goldne Haar,
Doch ich bin's nicht, die dann zertrümmert,
Was einst so stolz und glänzend war.

Ihre Stimme hatte schon seit einer halben Minute geschwiegen, ehe die Zuhörer wieder frei aufathmeten. Der magnetische Einfluß ihres geheimen Kummers pflanzte sich von Herz zu Herzen fort, so daß die Menge in ihrer innigen Theilnahme vergaß zu applaudiren. Auf diese Weise geschah es, daß mehrere Augenblicke, nachdem sie schon fertig war, ringsum tiefes Schweigen herrschte. Das Papier begann in ihrer Hand zu zittern — sie warf es nachlässig Leicester zu.

„Die Dame hat sich zu gefühlvoll ausgesprochen — der Vortrag ihres Gedichtes hat mir fast den Athem geraubt,“ sagte sie im Tone munteren Spottes; „eine solche Leidenschaft wie diese muß sehr anstrengend sein.“

Leicester erröthete bis an die Stirn. Er nahm das Papier, legte die Locke wieder darein und steckte beides in seinen Busen. Sein Benehmen war ernst, fast demüthig. Für den Augenblick hatte sie seine Absicht vereitelt. Aber das Spiel war noch nicht aus.

Die Versammlung, welche bei diesem Auftritt natürlich blos das gewahrte, was auf der Oberfläche vorging, verhielt sich noch befangen und ruhig, bald aber setzten die aus dem Tanzsaale herübertönenden Klänge eines muntern Walzers den heiteren Strom wieder in Bewegung.

„Wer war es doch, der mich zu diesem Walzer engagirt hatte?“ rief die Wirthin, indem sie sich unter der Schaar vornehmer Männer umschauete, welche sie umgaben.

Ein halbes Dutzend Stimmen antworteten auf diese Herausforderung, aber sie wählte, ihren geheimen Zweck verfolgend, den Vornehmsten unter der Gruppe und die übrigen folgten ihr nach dem Tanzsaale.

Leicester blieb zurück. Selbst seine starken Nerven droheten der Aufregung zu erliegen, die dieser Abend ihm gebracht. Niemals hatte er sich in einer schwierigern Lage befunden. Nachdem er beinahe in einer

und derselben Stunde zwei schwere Verbrechen begangen, die ihn zur sofortigen Flucht nach Europa trieben, sah er sich jetzt verlockt, zu bleiben und sich die noch reichere Beute zu sichern, welche die an diesem Abende gemachte Entdeckung ihm in die Hände spielen zu wollen schien. Er lehnte sich an die Säule, in deren Nähe Ada gestanden, als sie ihre Gäste empfing, und warf einen raschen Blick auf seine Lage.

„Ich muß fort," dachte er und biß die Zähne zusammen, als er sich von dieser Nothwendigkeit immer mehr überzeugte; „man muß Zeit haben, den Knaben nach Sing-Sing zu bringen. Das Mädchen — Narr, der ich war — das Mädchen ist bei der ganzen Sache das Lästigste. Ich werde sie jedoch sofort über's Meer schaffen — die Zeugen sind nichts — länger als einige Monate kann sie doch nicht leben und sollte sie es, so —"

Ein höllischer Ausdruck flog über sein Gesicht und nach einer Weile murmelte er so laut, daß die beiden verhüllten Frauen in der Nähe der Säule ihn hörten: „Aber Frauenherzen brechen niemals; wäre es der Fall, so müßte Willcox's Tochter schon längst in ihrem Grabe ruhen."

Ein leises Schluchzen in seiner Nähe scheuchte diese Gedanken wieder in sein Inneres hinein. Es ließ sich ein leichtes Rascheln vernehmen und als er die Augen aufschlug, sah er die beideu Masken, Nacht und Morgen, nach dem Tanzsaale schweben. Er dachte

weiter nicht über diesen Umstand nach, sondern schritt durch die Gemächer nach dem Gartensalon, wo er ungestört nachdenken und Pläne schmieden konnte.

„Ja, ich muß fort und ein Unterkommen für Florence suchen. Dank meiner Mutter mit ihrem eisigen Herzen, welche nie einen Besuch empfing, ist nicht zu besorgen, daß von der Sache geplaudert werde. Robert wird gemüthlich in Nummer Sicher sitzen, wenn ich wiederkomme und mein Diener begleitet mich.“

Jetzt aber stieg ein neues Hinderniß vor ihm auf — das Blumenmädchen, die andere Zeugin! Die alten Leute, deren Gesichter er in dem matten Lichtschein gesehen — wie, wenn nun Ada Alles von ihnen erfuhr? Der Gedanke war entsetzlich; endlich jedoch verbannte er ihn, als verdiene er gar nicht so große Beachtung.

„Sie werden einander nicht in den Weg kommen; sie hat sie seit Jahren gesucht und nicht gefunden und überdies bin ich in ein paar Monaten wieder da. Wenn das Mädchen hartnäckig ist und nicht sterben will, so lasse ich sie allein zurück — das wird die Sache bald zur Entscheidung bringen — die hektische Röthe glüht schon jetzt auf ihrer Wange. Doch diese stolze Zauberin muß ich heute Nacht sehen. Die arme Ada, welche Mühe sie sich giebt, um ihre Liebe zu beweisen — ich sehe alles. Diese großartige Prachtentfaltung war für mich bestimmt — ich sollte er-

staunen; sie wollte mich verblüffen und überraschen und nach ein paar tragischen Auftritten wird sie wieder schüchtern sein wie ein Lamm. Die schöne Listige — mit diesem Gedichte hat sie meine Erwartung getäuscht; ich dachte, sie sollte dadurch im innersten Herzen gerührt werden. Es war unser erster Zwist. Wie geberdete sie sich damals! jetzt werde ich sie schwerer zu bezwingen finden, aber ihr Herz ist noch immer dasselbe. Ich hätte nicht geglaubt, daß sie dieses Gedicht laut vorlesen würde und noch dazu so keck und unverzagt. Bei'm Jupiter, ich liebte sie fast wieder, als sie es that. Welch ein Narr bin ich gewesen, daß ich mir diese Seereise aufgebürdet habe! Wäre das nicht, so könnte ich vielleicht sofort wieder Besitz nehmen. Ada Willcox — meine schöne, ländliche Ada herrscht hier, wie eine Königin — Mrs. Gordon — Mrs. Gordon! meiner Treu, es ist ein herrlicher Spaß. Uebrigens hat sie ihre Rolle gut gespielt und sowohl Mrs. Nash als auch Mrs. Sykes in den Schatten gestellt. Ja, noch mehr, sie hat so ziemlich selbst den schlauen Leicester überlistet."

Fünftes Kapitel.

Die letzte Unterredung.

Endlich war es vorüber. Der Salon, der Bankettsaal, der Zimmergarten, schlummernd in dem Mondlichte, welches von den marmornen Vasen zurückgeworfen ward, alles war öde und leer. Die Wachslichter flackerten und verlöschten in ihren silbernen Dillen; die Guirlanden wurden düster und schattig, in dem verminderten Licht, ein halbes Dutzend gähnende Lakaien schlichen umher, um Wachskerzen auszulöschen und Gas auszudrehen, aber sie hatten etwas Unheimliches und Gespenstisches, als sie so in dem ungeheuren Gebäude umherwandelten.

Ada Leicester aber fühlte keine Ermüdung; sie sah nichts von dem Dunkel, welches sich so rasch über den Glanz ihres Hauses ausbreitete. Ihr Boudoir war immer noch von jenen beiden perlenähnlichen Lampen erleuchtet. Es war ein üppiges Dämmer-

licht, von nebelhaftem Wohlgeruch erfüllt, der aus den in dem Ankleidezimmer, dem Schlafzimmer und dem Boudoir umherstehenden schneeweißen Vasen aufstieg. Die Thüren, durch welche diese Zimmer mit einander in Verbindung standen, waren angelehnt, so daß man nicht aus einem in das andere blicken konnte.

Ada trat in ihr Boudoir. Ihr Schritt war gebieterisch, ihre Wange glühete. Stolz, Entrüstung und Verachtung kämpften in ihrer Brust, als sie sich niedersetzte. Eine jener geheimnißvollen Gefühlsumwälzungen, die in einem leidenschaftlichen ungeschulten Gemüth so häufig vorkommen, hatte sich ihres Herzens bemächtigt. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich geneigt, den Fuß zu verwunden, der so unbarmherzig sie zu Boden getreten. Die starke Liebe eines ganzen Lebens schien sich in diesem Augenblicke in glühenden Haß zu verwandeln.

Es war eine von jenen Stunden, wo wir dem Schicksal, ja unserer eigenen Seele Trotz bieten. Vor noch wenigen Stunden wäre sie nicht im Stande gewesen, ihm mit Verachtung auf der Stirn und Empörung im Herzen gegenüber zu treten. Nach wenigen Stunden bereuete sie vielleicht wieder mit bitteren Thränen, aber jetzt erwartete sie seine Ankunft ohne ein Gefühl der Freude oder der Furcht. Sogar die Erinnerung an frühere Zärtlichkeit erfüllte sie mit Selbstverachtung. Die marmorne Flora stand über ihr — rothe Rosen und Heliotropen waren mit den

gemeiselten Lilien in ihrer Hand gemischt. Vor wenigen Stunden hatte sie sich von ihren Gästen hinweggestohlen, um diese Blüthen unter die Marmorblumen zu stecken, denn es war ein Duft, den er vorzugsweise liebte; jetzt dagegen berührte sie der Wohlgeruch unangenehm, sie riß die Blumen aus den Händen der Statue und schleuderte sie in die noch auf dem silbernen Roste glühenden Kohlen.

Sie ging nicht wieder zurück auf das Sopha, sondern blieb auf der Hermelinfußdecke stehen, indem sie einen Arm auf den kohlschwarzen Marmor der Kamineinfassung stützte. Kein Fußtritt konnte in diesem prachtvoll mit Teppichen belegten Hause gehört werden, aber der stolze Geist in ihrem Innern schien es zu wissen, als Leicester sich leise aus dem Zimmergarten stahl und dem Zimmer näherte, in welchem sie wartete.

Leicester war gefaßt, er hatte jetzt ein Spiel durchzuführen, welches verwickelter und schwieriger war, als irgend eins von denen, die er in seinem Leben schon zu spielen gehabt, aber dies hatte für ihn blos etwas Anregendes. Mit einem Herzen von Stein stehen die Nerven in keiner Wechselwirkung und gehorchen nur dem Willen und was oder wer hatte wohl jemals Leicester's Willen widerstanden!

Aber auch sie war ruhig und gefaßt und dies überraschte ihn. Er schritt auf den Kamin zu und stützte sich ihr gerade gegenüber auf die andere Seite.

Sie hielt einen prachtvollen halb geöffneten Fächer vor ihre Brust. Er war mit dem farbenreichen Gefieder eines tropischen Vogels besetzt aber ihr Herz verrieth so wenig irgend ein Zeichen von Aufruhr oder Kampf, daß auch nicht eine Feder sich regte. Sie hielt ihn, wie sie diesen Abend oft gethan, als sie mit Huldigungen überhäuft, anmuthig und ruhig wartete, bis man sie anredete. Diese Gemüthsstimmung war nicht die, welche er erwartet hatte; sie störte seinen ganzen vorher überlegten Angriffsplan. Anstatt ihm mit jenem leidenschaftlichen Zorne, hinter welchem sich das Verlangen nach Aussöhnung birgt, Vorwürfe zu machen, war sie stumm.

„Ada!“ Der Name ward in einem Tone gesprochen, welchem kein Herz, welches den Sprecher geliebt, gänzlich widerstehen konnte. Ein leichter Schauer und unregelmäßiger Athemzug bewegte sichtbar den Federsaum ihres Fächers, aber das stolze Weib neigte blos das Haupt.

„War es zartfühlend — war es ehrenhaft, Deinen Gatten auf diese Weise zu täuschen?“ sagte er, „ihm nach so vielen Jahren eine einzige Unterredung zu gönnen und Dich dann auf diese Weise vor ihm zu verbergen? Ich habe Dich gesucht, Ada, nur der Himmel weiß, mit welcher Sehnsucht!“

Sie lächelte kalt und ungläubig, denn sie wußte recht wohl, wie er sie gesucht hatte.

„Du glaubst mir nicht,“ sagte Leicester, indem

er einen Versuch machte, ihre Hand zu ergreifen; sie zog dieselbe aber zurück und drückte den Fächer so hart an ihre Brust, daß sie die zartgearbeitete Elfenbeinverzierung zerknickte. Der Dämon des Stolzes ward stark in ihr. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie ihre Macht über den Mann, welcher ihr Fatum gewesen.

„Sollte ich Dich suchen, damit Du mir wieder den Fuß auf das Herz setzen könntest? Sollte ich immer und immer wieder meine Brust dem Giftzahne der Schlange darbieten? Hast Du unsere Unterredung in jenem Zimmer da oben vergessen — jenem Zimmer, wo ich alles aufbewahrt, was mich an die einzigen glücklichen Monate erinnert, die Du mich je hast erleben lassen — die so reich sind an wonnigen Erinnerungen? Ich dachte, auch Dein Herz müßte dadurch gerührt werden."

Er versuchte zu sprechen, aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. „Ich kannte Dich nicht, trotz der erfahrungsreichen Vergangenheit. Dein Herz hat schwärzere Tiefen, als ich ahnete. Nicht dort hinauf — nicht unter Gegenstände, die durch die Erinnerung an mein Kind geheiligt werden, hätte ich Dich führen sollen, sondern hierher, hierher, wo Alles Glanz und Reichthum verräth!" Ein verächtliches Lächeln umspielte ihre Lippen und sie warf einen Blick in dem Boudoir umher.

Ein Wort war es von diesen allen, welches auf

Leicester ganz besondern Eindruck zu machen schien. „Dein Kind, Ada,“ rief er. „Gütiger Himmel! möchtest Du mich sogar von meinem Antheil an der Liebe unseres Kindes ausschließen?“

Selbst dies besänftigte sie nicht, obschon sie durch die Erwähnung ihres verlorenen Kindes auf das Furchtbarste ergriffen ward. Er sah dies und sein Benehmen änderte sich sofort.

„Warum mache ich Dir Vorstellungen — warum verschwende ich so viel Worte?“ sagte er, indem er allen Schein von Zärtlichkeit abstreifte; „Du bist mein rechtmäßiges Weib — die Mutter meines Kindes. Wenn Du Eigenthum besitzest, so gehört dieses Eigenthum den Gesetzen des Landes zufolge mein. Ich bitte jetzt nicht mehr, Madame. Da ich, wenn dieses Haus Dein gehört, ebenfalls Herr desselben bin, so steht es mir zu, zu befehlen. Also sprich, dieser Reichthum — wegen dessen Mrs. Gordon, der Abgott dieser Menschen so hoch verehrt wird — dieses Haus, gehört dies alles wirklich Dein — und folglich auch mein?“

Die Verachtung, welche sich in Ada's Zügen malte, war wirklich erhaben zu nennen.

„Ja,“ sagte sie, „dieser Reichthum gehört mein und Dein, wenn das Gesetz es so will, aber höre erst und dann sage, ob Du Gebrauch davon machen willst.“

Sie neigte sich vorwärts, ihre Lippen und Wangen

waren todtenbleich, aber durch den Schnee ihrer Stirn hindurch kam und ging eine dunkle Röthe, wie ein hin und her schießender Pfeil.

„Du fragtest mich in jener Nacht in dem Zimmer da oben, ob ich in Europa als Gouvernante der Tochter jenes Mannes gelebt hätte — blos als Gouvernante — ich antwortete ja; blos als Gouvernante. Es war erlogen! Jeder Dollar von den Millionen, die ich besitze, kommt von diesem Manne. Er vermachte sie mir auf seinem Sterbebett, damit ich nicht wieder Deine Sklavin werden sollte!" — Die stolze Miene wich, als sie dieses Geständniß ablegte, ihre Glieder zitterten so heftig, daß sie sich an den Kamin lehnen mußte, um nicht umzusinken. Der Stolz, dieser verrätherische Dämon, verließ sie, und sie war nun hülflos wie ein Kind.

„Dies," sagte Leicester in strengem bestimmtem Tone, „dies stellt meinen Anspruch auf das Besitzthum keinerlei Hinderniß in den Weg. Wäre Dein Reichthum noch einmal so groß, so wäre er immer eine ärmliche Entschädigung für die Beleidigung meiner Liebe — für die Schande, die Du über meinen Namen gebracht."

Sie sprach nicht, sondern hörte in athemlosem Schweigen zu und versuchte, das moralische Ungeheuer zu begreifen, welches hier vor ihr stand. Sie schien zu ahnen, daß sie selbst jetzt noch nicht die schwarzen Tiefen seines Herzens ergründet hatte.

Leicester hatte geschwiegen, weil er glaubte, sie werde antworten, da sie aber dies nicht that, so sprach er wieder, immer noch ruhig und mit gemessener Betonung.

„Das, was Du gestanden hast, hat aber in anderer Beziehung eine große Bedeutung. Wenn das Gesetz mir Dein Besitzthum giebt, so setzt es mich auch in den Stand, es der einzigen Last zu entledigen, die unangenehm wäre. Dein Geständniß berechtigt mich, auf Scheidung anzutragen."

„Das wirst Du nicht thun, o Himmel, nein, das wirst Du nicht thun!" keuchte das unglückliche Weib.

„Siehe, so scheinst Du wieder natürlich zu sein — nun bist Du wieder sanft," sagte er mit einem Gelächter, welches ihr das Herz durchschnitt. „Also, Du glaubtest, mich durch Deinen Reichthum zu blenden — durch Deinen übermüthigen Stolz zu vernichten — Närrin! erbärmliche Närrin!"

„Erbarmen! Erbarmen! Rettet mich denn Niemand vor diesem Manne?" kreischte die Unglückliche, indem sie entsetzt die Hände rang.

Leicester stand im Begriff wieder zu sprechen — er wollte etwas furchtbar Bitteres sagen — man sah es an der Krümmung seiner Lippe — aber ihr Ruf war zu anderen Ohren gedrungen und ehe noch die Schmähung ausgesprochen werden konnte, trat Jakob Strong in das Boudoir. Leicester schauete ihn mit

sprachlosem Erstaunen an, denn er ging sofort auf Ada zu, faßte ihre gefalteten Hände in die seinen und führte sie nach dem Sopha, denn sie war so matt und zitterte so sehr, daß sie nicht im Stande war, ein Wort zu sprechen.

„Was ist das? wie kommt Ihr hierher?“ sagte Leicester, sobald das Erstaunen, welches Jakob's Eintritt ihm verursacht, ihm wieder zu sprechen gestattete.

„Meine Herrin rief nach Hülfe und ich kam,“ lautete die Antwort.

„Eure Herrin! wo ist sie, wer ist sie?“

„Diese Dame — Ihre erste Gemahlin! die zweite —“

„Schurke, wer seid Ihr?“

Jakob schauete seinen Herrn ruhig und unverwandt an.

„Sehen Sie mich an, Mr. Leicester! Ich bin ein wenig gewachsen, seitdem Sie mich in dem Hause des alten Mr. Willcox sahen; ohne Zweifel haben Sie den unbeholfenen Knaben vergessen, welcher Ihr Pferd fütterte und Ihnen die besten Forellenbäche zeigte, ich aber — ich werde Sie niemals vergessen! Sehen Sie mich nur nicht mit so finstern Blicken an, Sir. Die Felsen, die wir zusammen erkletterten, würden diese Blicke mehr fühlen als ich.“

„Nur weiter — nur weiter — ich will noch

mehr hören," sagte Leicester, indem er um den Mund herum furchtbar bleich ward. „Ihr seid ein Spion in meinem Dienste gewesen."

„Ja, ein Spion — ein Bewahrer Ihrer gefährlichsten Geheimnisse! Ich las den Brief aus Georgia — ich besitze das alte Schreibebuch, welches Robert Otis, meinen eigenen Neffen, in's Gefängniß bringen sollte. Es giebt einen Wechsel auf zehntausend Dollars, den ich mir jeden Augenblick verschaffen kann — Sie verstehen mich, ich sah ihn schreiben, ich sah ihn aus Ihrer Hand in die seine übergehen. Ich befand mich in dem Hinterzimmer."

„Schurke, ich bin Dein Herr!"

Die Blässe zog sich von Leicester's Mund bis an die Schläfe hinauf und ließ einen dunkeln Ring um seine Augen. Zum ersten Male in seinem Leben empfand dieser Mensch des bösen, unbeugsamen Willens Angst und Furcht. Und dennoch war selbst jetzt die Wuth in seinem Herzen stärker als die Furcht. Seine bleichen Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln. Er wendete sich nach Ada hin, welche mit dem Gesicht in den seidenen Kissen vergraben lag und alles Andere vergessen zu haben schien, nur nicht ihr unaussprechliches Elend. Sie fühlte nicht den teuflischen Blick, den er auf sie warf, aber Jakob sah ihn und seine grauen Augen funkelten. „Wenn Sie eine Andere zu sehen wünschen," rief er, „so kommen Sie hier herein — kommen Sie, sage ich, in Ihrer

Nähe fehlt es niemals an Schlachtopfern; kommen Sie!"

Jakob hatte bei diesem Ausbruche von Entrüstung etwas furchtbar Imponirendes. Seine unbeholfene Gestalt entwickelte sich zu roher Größe — sein gewichtiger, unwiderstehlicher Zorn wälzte sich hervor, wie ein unergründlicher Strom, der eben in seiner Ruhe schrecklich ist. Er schlang seinen kräftigen Arm um Leicester und zog ihn vorwärts, wie ein wehrloses Kind.

Durch das Ankleidezimmer, welches noch von sanftem Kerzenschein erleuchtet war und von Blumen duftete und in das jenseits gelegene Schlafzimmer schritt Jakob, indem er seinen Begleiter fest am Arme packte. Er blieb dicht am Bette stehen. Mit einer raschen Armbewegung warf er die Spitzenwolke, die darüber ausgebreitet lag, beiseite und zeigte auf eine Gestalt, die wie auf einem Schneehügel darunterlag. „Schauen Sie her, hier ist ein zweites Opfer," sagte Jakob, stolz über den Mann emporragend, der sein Herr gewesen — die Krümmung seiner Schultern war verschwunden — „schauen Sie her, es ist Ihr letztes Opfer — in alle Ewigkeit Ihr letztes!"

Leicester schauete wirklich hin, denn sein Blick ward durch die sanften Augen gefesselt, die von dem Pfühl zu den seinen aufblickten; durch das süße Lächeln, welches um diesen lieblichen Mund spielte. Es drang in seine Seele — in jene verschlossene

Seele, zu welcher sich nicht einmal Ada's Herzensqual den Weg zu bahnen vermocht.

„Sie hat Alles gehört; sie hat Alles mit angesehen, was zwischen Ihnen und Ihrer Gemahlin vorgegangen ist," sagte Jakob.

„Was, und dennoch lächelt sie mich so an?" Es lag ein gewisser Anflug von menschlichem Gefühl in seiner Stimme. Er bückte sich nieder und strich einige der rabenschwarzen Locken zurück, die über die Augen fielen, welche die seinen suchten.

Aber auf einmal ging das Lächeln in ein so wildes wahnsinniges Gelächter über, daß selbst Leicester schauderte und zurücktrat. Florence fuhr im Bett empor. Die Spitzen ihres Hochzeitgewandes hingen zerknittert um ihre Gestalt herum — ihre Arme hatten sich in den prachtvollen weißen Schleier verwickelt, der noch zerfetzt und zerrissen an dem über ihrer Stirn befestigten Diamantstern hing. Der halb heruntergerissene Cypressen- und Jasminkranz hing zerzaust in ihrem schwarzen Haar. Sie sah, daß Leicester sie mied und wild den Schleier zerreißend machte sie beide Arme frei. Sie lehnte sich halb über das Bett und hielt sie hinaus, wie ein vom Schlafe erwachendes Kind verlangend die Hände nach seiner Mutter ausstreckt. Leicester trat näher, denn selbst ein Teufel hätte diesem Blicke nicht widerstehen können. Sie faßte ihn bei beiden Händen, warf sich an seine Brust und begann dann wieder zu lachen.

In diesem Augenblicke trat eine Dame, deren schwarze Gewänder zu der schneeigen Weiße des Ruhebettes einen düstern Gegensatz bildeten, aus dem schattigen Theile des Zimmers, faßte Florence in ihre Arme und legte sie sanft wieder auf die Kissen. Sie hatte gesehen, was Leicester und Jakob bis jetzt nicht bemerkt — Ada Leicester stand in der dunkeln Pracht ihres Ankleidezimmers und sah dem Auftritte zu.

„Du auch hier, Mutter!" rief Leicester und in seiner Stimme lag für den Augenblick ein gewisser Grad von menschlicher Angst. Seine Mutter zeigte auf das Ankleidezimmer und antwortete blos:

„Willst Du sie auch wahnsinnig machen?"

„Wollte der Himmel, es wäre möglich," antwortete Leicester kalt und hämisch. Er verneigte sich tief und schritt mit ironischer Geberde nach dem Ankleidezimmer. Jakob folgte ihm.

„Halt," sagte Ada vor ihn tretend, „was ist dies — wer sind die Personen, die Du in meinem Zimmer verlassen hast?"

„Eine davon," antwortete Leicester ruhig und keck, „eine davon ist von geringer Bedeutung, obschon Du in ihr eine alte Bekannte finden wirst. Die andere ist eine junge Dame, sehr schön, wie Du selbst von hier aus sehen wirst — mit welcher ich die Ehre gehabt habe, gestern Abend vermählt worden zu sein. Wie sie Dein Gast geworden ist, weiß ich nicht, ich bitte Dich aber, ihr mit aller Gastfreundschaft zu be-

gegnen, wäre es auch blos um der Liebe willen, die ich zu ihr hege — einer Liebe, die ich noch nie zuvor für ein sterbliches Weib empfunden."

„Geh," sagte Ada, die durch seine Insolenz zu einem gewissen Grade von Energie aufgestachelt ward, „oder vielmehr laß mich gehen, wenn Du hier Herr bist."

Sie ergriff einen über einen Stuhl geworfenen Shawl und hüllte sich darein.

„Nimm Alles, aber laß mich in Frieden gehen. Jakob, o mein Freund, Ihr werdet mich nicht verlassen."

„Nein," antwortete Jakob mit einer zärtlichen Ehrerbietung, die seinen rauhen Zügen einen rührendern Ausdruck gab, als Schönheit. „Nehmen Sie Ihren Shawl wieder ab, Madame, er hat keine Macht, Ihnen zu schaden — in seiner Keckheit verräth sich blos Verzweiflung, weiter nichts. Seine eigenen Verbrechen haben ihm die Macht geraubt, Ihnen etwas zu Leide zu thun."

„Wie? wie? Nicht das, worauf er hindeutete — nicht Vermählung mit einer Andern? Sagt mir, daß es blos eitle Prahlerei war. Lieber, viel lieber, will ich arm und barhäuptig hinausgehen auf die Straße." Sie näherte sich Leicester mit ausgestreckten Händen. Er sah die ganze unauslöschliche Liebe, welche diesem schönen Gesichte das Gepräge der Angst

aufdrückte und faßte wieder Muth. In dieser Schwäche lag einige Hoffnung auf Rettung.

„Ada, laß mich mit Dir allein sprechen," sagte er mit plötzlich veränderter Stimme und Geberde. Sie sah Jakob unentschlossen an. Dieser sah die Gefahr sofort, ergriff seine Herrin bei der Hand und führte sie mit sanfter Gewalt in das Schlafzimmer.

„Schauen Sie her," sagte er, indem er auf Florence zeigte, die auf dem Ruhebette lag — „fragen Sie diese und sie wird Ihnen sagen, was es zu bedeuten hat."

Ada trat auf die alte Dame zu, welche ihr entgegen kam, wie Jemand, der die Leidtragenden empfängt, welche sich zu einem Begräbnisse versammeln.

„Es ist Leicester's Mutter!" stammelte Leicesters Weib, mit bleichen Lippen.

„Meine arme Tochter," sagte die alte Dame, indem sie die zitternde Hand ergriff, welche Ada ihr bot.

„Wollen Sie — können Sie mich Tochter nennen? O, wie lange ist es her, seitdem mein Ohr nicht wieder dieses süße Wort vernommen hat."

Das Pathos ihrer Worte — die Demuth ihres Wesens rührte die alte Dame fast bis zu Thränen. Sie öffnete die Arme und drückte die unglückliche Frau an ihre Brust.

Jakob ging hinaus und traf Leicester in dem Boudoir.

„Wird Sie kommen? Ich bin des Wartens müde," sagte er, während Jakob die nach dem Ankleidezimmer führende Thür verschloß.

„Erwarten Sie nichts von ihrer Schwäche — hoffen Sie nicht, sie jemals wiederzusehen. Mit mir — nicht mit einem schwachen liebenden versöhnlichen Weibe haben Sie es zu thun."

„Mit Euch — dem Knechte ihres Vaters — meinem eigenen Diener!"

„Ich habe nicht viel Worte wegzuwerfen und Sie werden sie zu Ihrer eigenen Vertheidigung brauchen," antwortete Jakob fest und standhaft. „Sie haben innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden zwei schwere Verbrechen begangen. Sie haben sich mit einem Mädchen vermählt, während Sie doch wußten, daß Ihre Gattin noch am Leben ist. Ich bin Zeuge, ich, ihr Spielgenoß, als sie noch ein kleines Mädchen war, ihr Beschützer und treuer Diener in der Noth und Sünde, worein sie durch Sie gerieth. Ich fuhr mit ihr in jener Nacht nach dem Hotel — ich habe alles mit angesehen, alles — bis auf den Auftritt am vorigen Abend. Doch lassen wir dies, damit nicht die Geschichte dieses liebenswürdigen Wesens in Verbindung mit der Ihrigen vor der Welt erscheine. Es handelt sich noch um ein zweites Verbrechen. Dieser gefälschte Wechsel — dieser Versuch, einen redlichen, warmfühlenden Knaben in's Verderben zu stürzen. Hierbei kann Ada's Name nothwendig nicht er-

scheinen, dafür sollen Sie büßen, wie das Gesetz es will; wegen dieses Verbrechens sollen Sie Jahr für Jahr im Gefängnisse leben, nicht aus Rache, bemerken Sie dies wohl, sondern damit sie, Ada Willcox, in Frieden athmen könne. Verlassen Sie das Haus, Sir! verlassen Sie es in aller Stille, denn unter diesem Dache will ich keinen Verbrecher festnehmen lassen. Gehen Sie auf einige Stunden, wohin Sie wollen, aber nur nicht nach dem Hotel, denn Robert Otis wartet mit einem Constabler in Ihrem Zimmer; auch nicht nach einer Fähre oder einem Dampfboote, um entwischen zu wollen, denn es stehen überall Leute, welche Sie aufhalten werden; bis Mittag aber sind Sie vor jeder Verhaftung sicher."

„Ich gehe nicht aus diesem Hause, ohne erst mit Ada gesprochen zu haben," sagte Leicester mit grimmigem Geflüster, welches durch seine knirschenden Zähne hindurchdrang, wie das Zischen einer verwundeten Natter.

„Sie haben fünf Minuten Bedenkzeit; gehen Sie ruhig fort und als letzter Gast, oder bleiben Sie, um durch ein halbes Dutzend Leute hinausgebracht zu werden, welche der Polizeichef zum Schutze des Besitzthums hierhergeschickt hat, Sie verstehen mich wohl — zum Schutze des Besitzthums!"

Leicester sprach nicht, aber seine Augen begannen unheimlich und drohend zu funkeln und er fuhr mit der einen Hand unter seine schneeweiße Weste und zog

sie langsam wieder hervor. Dann vernahm man das scharfe Knacken des Hahns einer Pistole. Jakob beobachtete alle seine Bewegungen und ein spöttisches Lächeln lagerte sich über seine plumpen Züge.

„Sie vergessen, daß ich Ihr Diener bin, daß ich Ihren Hochzeitsanzug bereit gelegt und das Pistol geladen habe. Stecken Sie es nur wieder ein, es ist blind geladen — ich sagte Ihnen schon einmal, wenn ich mit Klapperschlangen spiele, so fasse ich sie scharf am Genicke.“

Leicester holte langsam aus und schlug Jakob das Pistol in's Gesicht. Der starke Mann prallte einen Schritt zurück und Blut floß von seinen Lippen. Es war ein Glück für ihn, daß Leicester die Drehpistole, welche er sonst bei sich zu tragen pflegte, für seinen Trauungs- und Ballanzug zu schwer gefunden hatte. Jakob zog ein seidenes Taschentuch heraus, wischte sich kaltblütig das Blut vom Munde und warf dann und wann einen Blick auf die kleine Uhr, die auf dem Kaminsimse stand — das höllische Lächeln, welches der Anblick des Blutes seines Feindes erzeugte, wich eben von Leicester's Lippe, als Jakob das Tuch wieder in die Tasche steckte.

„Sie werden sich ein paar Stunden Freiheit sparen, wenn Sie sich sofort entfernen,“ sagte er. „Für einen Mann, der nichts Anderes als Gefängnißmauern zu erwarten hat, sind ein paar Stunden viel werth.“

„Ja, in wenigen Stunden läßt sich viel thun," murmelte Leicester bei sich selbst, setzte den Hut auf und drehete sich herum, um zu gehen.

„Oeffnet die Thür," sagte er, indem er sich kaltblütig zu Jakob wendete, „Euer Lohn ist bis heute bezahlt."

Jakob verneigte sich ernsthaft, nahm wieder seine unbeholfene Miene an und folgte seinem Herrn die Treppe hinunter. Er öffnete die Hauptthür und Leicester trat ruhig auf die Straße hinaus, als ob die ehrerbietige Begleitung ernst gemeint gewesen wäre.

Der Morgen war eben angebrochen — kalt, unbehaglich und feucht; das Pflaster war schlüpfrig, dunkle Schatten hingen wie eine Draperie längs der ungleichen Straßen und Leicester durchschritt sie mit langsamem, nachdenklichem Schritte. Sein scharfer Verstand, sein sonst an Auskunftsmitteln so fruchtbarer Kopf schien ihm jetzt den Dienst versagen zu wollen. Was sollte er thun? Wie sollte er handeln? Sein Hotel, sogar vielleicht die Straße, welche er durchwandelte, war von Dienern des Gesetzes bewacht, seine Kleidung auffallend elegant, seine Waffe nutzlos und in seinen Taschen hatte er nichts als einige Silbermünzen und ein einziges Goldstück. Nie hatte es eine verzweifeltere Lage gegeben.

Eine Stunde nach der andern verging und immer noch wanderte er durch die Straßen. Als das Tageslicht höher am Himmel heraufstieg und den Nebel er=

hellte, der noch schwer auf der Stadt lastete, sah Leicester zwei Männer nicht weit von ihm gehen. Er beschleunigte seinen Schritt, er ging langsamer, drehete sich herum, ging eine Straße hinunter und die andere hinauf; Arm in Arm folgten ihm die beiden Gestalten, zuweilen nur undeutlich durch den Nebel hindurch erkennbar, und Entschlossenheit und Muth, die ihm sonst so treulich zur Seite standen, entschwanden immer mehr und mehr aus seinem Herzen.

Plötzlich fuhr er zusammen und blieb regungslos mitten auf der Straße stehen. Jenes Kind — jene beiden alten Leute! Er hatte sie in jener Nacht sofort als Mr. Willcox und dessen Gattin erkannt, welche arm und freundlos vor ihm standen; er hatte sich bemüht, sie aus seiner Erinnerung zu verbannen, zu vergessen, daß sie lebten. Die spätern Ereignisse dieser Nacht hatten ihn getroffen wie ein Donnerschlag; indem er sich selbst vertheidigte oder Andere angriff, hatte er wenig Zeit gehabt, auf die Entdeckung seiner Tochter und ihrer alten Großeltern zu spekuliren. Jetzt aber durchzuckte ihn dieser Gedanke wie ein Blitz. Er wollte sich des jungen Mädchens — Ada's verlorenen Kindes versichern. Das Geheimniß ihrer Existenz war sein; es sollte ihn gegen die Folgen jenes großen Verbrechens schützen. Die alten Leute waren arm, ganz gewiß überließen sie das Kind dem reichen Vater ohne Weiteres. Hatte er diesen Schatz in seiner Gewalt, so weigerte sich Ada gewiß nicht,

ihm denselben um jeden Preis abzukaufen. Auch ihr selbstgeschaffener Hüter und Vormund, jener Mann des rohen Willens und unbezähmbarer Stärke, welcher der Mutter dieses Kindes sein ganzes Leben gewidmet und seine Schritte verfolgt hatte, wie ein Spürhund, konnte wohl nachdem er so viel geopfert, sich nicht weigern, auch auf seine Rache zu verzichten. Dieses arme Mädchen, von welchem Leicester sich so verächtlich abgewendet — welch einen Werth bekam sie auf einmal, als diese Gedanken ihn durchzuckten.

Leicester begab sich mit raschem Schritte nach dem Stadttheile, den er in der Nacht vorher besucht. Er ging über den Vorplatz durch die düstere Halle und trat in die Kellerwohnung, eben als der alte Mr. Warren, oder Willcox, wie wir ihn nun nennen müssen, sich mit seiner Frau und seiner Enkelin zum Frühstück niedersetzte. Das Zimmer sah ärmlich aus, obschon Reinlichkeit und Ordnung das Gepräge der Armuth so viel als möglich fern zu halten suchten. Leicester hatte blos Zeit, dies zu bemerken, als seine Gegenwart auch schon wahrgenommen ward. Der alte Mr. Willcox erhob sich langsam von seinem Stuhle, sein hageres Gesicht ward bleich, als er die elegante Erscheinung seines Besuchers und die reiche Kleidung desselben betrachtete, die einen so seltsamen Gegensatz zu dieser Umgebung bildete. Eine bange, unbestimmte Ahnung bemächtigte sich seiner, denn er erkannte die durch die Zeit und noch mehr durch die Aufregung

der letzten Nacht veränderten Züge nicht sogleich. Endlich sah er, daß es sein Schwiegersohn war und auf seinen Stuhl zurücksinkend, ließ er ein mattes Stöhnen hören.

Julie sprang auf und schlang die Arme um den Hals des alten Mannes. Leicester trat ruhig einen Schritt näher.

„Haben Sie mich vergessen, Sir?“ sagte er, indem er die Hand leise auf den Tisch legte.

„Nein,“ keuchte der alte Mann, „nein.“

„Und die Kleine scheint sich vor mir zu fürchten, aber wenn sie weiß —“

„Still,“ sagte der alte Mann, indem er, mit einem Arme das Kind umschlingend, aufstand, „kein Wort weiter bis wir allein sind. Weib, Julie, verlaßt das Zimmer.“

Die alte Frau zögerte, auch sie hatte Leicester erkannt und fürchtete, ihn mit ihrem Gatten allein zu lassen. Julie sah bald ihren Großvater, bald ihre Großmutter an und wußte nicht, was sie denken sollte.

„Wie Sie wünschen. Ich habe keine Zeit übrig. Schicken Sie sie fort und wir können dann desto schneller meine Forderungen und Ihre Ansprüche in Ordnung bringen.“

„Geht!“ sagte der alte Mann, indem er seine Hand auf Julien's Kopf legte.

Diese welke Hand zitterte wie ein Espenlaub.

Julie und ihre Großmutter gingen hinaus, aber

nicht weiter, als bis in die Hausflur. Hier blieben sie stehen, so weit als der Raum es gestattete, aber immer noch nahe genug, um die Stimmen im Zimmer zu hören. Dann und wann wurden diese laut und die alte Mrs. Willcox drückte dann Julien's Kopf an ihre Seite und hielt ihr die Ohren zu, als ob sie fürchtete, daß selbst dieses undeutliche Murmeln von ihr verstanden werden könnte.

Während diese armen Geschöpfe zitternd in der Halle standen, fand an dem armseligen Frühstückstische ein seltsamer, grimmiger Auftritt statt. Leicester hatte sich anfangs freundlich gezeigt; durch Versprechung von Reichthum und Betheuerungen guter Gesinnung hatte er sich bemühet, den alten Mann zu bewegen, ihm das Kind auszuantworten. Als ihm dies nicht gelang, ward er heftig und versuchte, das schwache Wesen, welches er schon über alle menschliche Verzeihung beleidigt, einzuschüchtern. Der alte Mann sagte wenig, denn er war furchtsam und schüchtern wie ein Kind; seine Weigerung aber, das Mädchen herzugeben, war entschieden.

„Wenn das Gesetz mir sie nimmt, so kann ich es nicht ändern," sagte er, „sonst aber geschieht es nicht."

Thränen rollten die Wange des alten Mannes herab, als er sprach, aber sein Wille war damit ausgesprochen und der Mann, welcher gekommen war, ihn zu verlocken, sah, daß dieser Wille unerschütterlich sei.

Verzweifelnd und ergrimmt stürzte Leicester endlich wieder aus dem Zimmer hinaus.

Julie und ihre Großmutter drückten sich an die Wand, denn die Blässe seines Gesichts war entsetzlich. Er schien sie nicht zu sehen, sondern ging rasch zum Hause hinaus und das Trottoir hinauf. Hier standen die beiden Männer, Arm in Arm, bereit ihm zu folgen. Er kehrte um, aber mit schwerem, langsamem Tritte, der nichts mehr von der gewohnten Elasticität seines Ganges besaß. Immer weiter und weiter zurück zog sich die erschreckte Alte mit ihrer Enkelin. Der alte Mann war so erschöpft, daß er nicht von dem Stuhle aufstehen konnte, auf welchem er niedergesunken war. Er blickte auf, als Leicester wieder in das Zimmer trat, und sagte in flehendem Tone:

„O, lassen Sie mich! Sehen Sie, wie elend Sie uns gemacht haben, lassen Sie uns doch in Frieden."

„Noch einmal — noch einmal frage ich, wollen Sie das Kind hergeben?"

„Nein — nein."

Ein Messer lag auf dem Tische, es war lang und scharf, und Mrs. Willcox hatte es bei ihrer Hausarbeit gebraucht. Leicester's Auge war schon, während er noch sprach, auf das Messer geheftet gewesen. Seine Hand streckte sich darnach aus, ehe noch der alte Mann seine Antwort hervorstammeln konnte und gleichzeitig mit dem kurzen „Nein" blitzte das Messer

auf und ab und Leicester stürzte todt zu den Füßen des alten Mannes nieder.

Mr. Willcox sank auf die Knie nieder, ergriff das Messer und riß es aus der Wunde.

Ueber seine welken Hände, über die weiße Weste, auf seine Füße herab sprudelte das warme Blut. Der alte Mann war gelähmt von Entsetzen und Schrecken; er versuchte laut aufzuschreien, war es aber nicht im Stande. Ein furchtbares Schweigen herrschte rings um ihn bis auf einmal eine Menge Menschen in das Zimmer gestürzt kamen.

Ein Licht glänzte in jener schönen, kleinen Villa — ein einziges Licht aus dem Fenster des Zimmers, in welchem Julie die schöne Florence Craft mit ihrem Brautgewande bekleidet hatte. Ein Bett stand hier mit Vorhängen verhüllt, die regungslos herabhingen, wie Marmor und eben so kalt und weiß; glatte Leinentücher bedeckten das Bett und schienen gleichsam über die Umrisse einer menschlichen Gestalt gefroren zu sein. Tod — Tod — sogar die Atmosphäre war von Tod erfüllt. An der einen Ecke des Bettes die kalte Leinwand zerknitternd saß Florence Craft, ihre schwarzen Locken fielen über den Todten und sie sang wie noch nie ein menschliches Wesen zuvor gesungen. Zuweilen lachte sie — zuweilen weinte sie. Jede Veränderung ihres Wahnsinnes war ergreifend und verrieth die innigste Zärtlichkeit, ausgenommen, wenn aus dem entgegengesetzten Zimmer eine bleiche gramerfüllte

Gestalt mit sinkenden Händen hervortrat und die von unvergossenen Thränen schweren Augen auf die gespenstische Gruppe heftete.

Wenn diese unglückliche Frau sich dem Bette zu nähern oder auch nur in das Zimmer zu treten suchte, sprang Florence mit dem grimmigen Rufe eines verwundeten Adlers auf; der Gesang verwandelte sich in ein Wehklagen, mit ihren wachsgleichen Händen raffte sie die leinenen Decken über dem Todten zusammen und ein Angstschrei nach dem andern hallte durch das Haus, sobald Ada näher kam. Die arme Ada Leicester, auf diese Weise von dem Todtenbette ihres Gatten zurückgescheucht, schlich in das Zimmer zurück, wo seine Mutter in ruhigem stillem Grame auf den Knien lag und betete. Hier neigte auch sie ihr stolzes Haupt, kniete neben die arme Mutter und murmelte:

„O, Gott helfe mir! Es ist gerecht — aber Gott helfe mir! o mein Gott!“

Sechstes Kapitel.

Das Stadtgefängniß.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt kein Gebäude, wo die wilde Poesie und alle Gräuel des menschlichen Verbrechens und Jammers so in schwarzen Schatten und harten Steinen geschrieben stehen, wie in dem Stadtgefängniß von New-York.

Ein Fremder, der an diesem massivem Gebäude vorübergeht, wird sich unwillkürlich wehmüthig gestimmt fühlen, auch wenn er die traurige Bestimmung desselben nicht kennt, denn schon die Atmosphäre, welche hier herrscht, erfüllt ihn mit Unruhe und banger Ahnung. Die so massive und imposante egyptische Architektur; die dicken Mauern, welche kein Sonnenschein durchdringen und innerhalb deren der Ruf der Angst und Verzweiflung ungehört verhallen kann, berühren das Herz wie mit eiskalter Hand. Die gewichtigen Säulen, die sich am Haupteingange

in eine Perspektive schwarzer Schatten verlieren — hohe Granitmauern, die nach Broadway zulaufen und das schwarze Gefängniß einschließen, welches wie eine einzige feste Mauer düster, ohne Fenster emporragt und nur mit Schießscharten versehen ist, gleich einer Festung, die nur das Elend zu beschützen hat — alles dies erfüllt die Phantasie mit düstern, unheimlichen Gebilden.

In dem Augenblicke, wo man das Gebäude zu Gesicht bekommt, fühlt man sich beklommen; die Atmosphäre scheint thränenfeucht und von Seufzern geschwängert zu sein — ein Sturm menschlichen Leidens scheint sich rings umher aufzuthürmen. Die Luft erzittert gleichsam von den Flüchen, welche in diesen Mauern verhallt sind, es ist, als ob Verbrechen, Schande, Reue, sichtbare Geister wären, die hier umherwandeln und alles dies ist um so schrecklicher, als die Wogen des brausenden Lebens ringsum an diese Mauern anschlagen.

Das Gefängniß sitzt wie ein lauerndes Ungeheuer mitten im Herzen einer großen Stadt. Die Schlagadern des socialen Uebels schlingen und ringeln sich darum, gleich Schlangen, die in derselben verpesteten Atmosphäre geboren sind. Das Gebäude steht auf einem Grunde, der tiefer ist, als die umliegenden Straßen, in einem ausgetrockneten Sumpfe, welcher das Miasma der verwesenden Natur mit dem Miasma menschlichen Verbrechens vertauscht hat; die nächste

Umgebung steht eben so wie dieses Gebäude auf einer der tiefsten Stufen der menschlichen Existenz und ich frage daher: giebt es wohl auf Erden einen zweiten Ort, der eindringlicher von Leiden erzählte und von Verbrechen und Sünde dichter bevölkert wäre?

„Die Gräber," war der Name, den man diesem Gefängniß vor Jahren gab, als seine Grundmauern zuerst in den feuchten sumpfigen Boden eingesenkt wurden. Damals konnte man sehen, wie das ungeheure Gebäude Tag für Tag sich aus seinen schlammigen Grundfesten erhob, eingehüllt in Wolken giftiger Dünste. Hier starben die in diese Mauern zusammengedrängten Unglücklichen wie vergiftete Viehheerden, rohe Holzsärge wurden fortwährend zu den dumpfzuschlagenden Thüren hinein und herausgetragen. Der Armentodtenwagen rollte jeden Tag auf dem Wege nach Potter's Field die Centrestreet hinauf. Wer einmal diese Mauern betrat, er mochte nun schuldig oder unschuldig sein, athmete sein Todesurtheil, sowie er die Schwelle hinter sich hatte.

Dies dauerte aber nur eine Zeitlang und bald entfernte der Tritt menschlicher Füße und die Last dieser gewichtigen Steinmasse die giftige Feuchtigkeit aus dem Boden, aber der Name, den der Tod zurückgelassen, blieb noch — ein Name, der besser als irgend ein anderer Denen gewählt erscheint, welche das moralische Uebel und den moralischen Tod für eben so

beklagenswerth halten als das physische Leiden, welches die erste Veranlassung dazu gegeben.

Das Hauptgebäude, dessen Frontseite Centrestreet zugekehrt ist, hat eine düstere, von Säulen getragene Vorhalle, welche nach verschiedenen Zimmern führt, in denen sich die zu dem Gefängniß gehörenden amtlichen Bureaus befinden. Rechts wenn man herein kommt, ist das Polizeigericht, ein geräumiges Zimmer mit großen Fenstern. Eine erhöhete, mit einem Geländer umgebene Platform, auf welcher die Gerichtspersonen sitzen, enthält einige Pulte und weiter hin befinden sich einige kleinere Zimmer, in welchen die geheimen Verhöre stattfinden.

In einem dieser Zimmer, dem kleinsten und entferntesten, saß eines Morgens früh, ehe noch die Gerichtspersonen ihre Sitze auf der Bank eingenommen hatten, eine traurige Gruppe. Die eine der Personen, aus welchen sie bestand, war ein alter Mann, hager, abgezehrt und niedergebeugt, aber mit sanftem und sogar erhabenem Ausdruck des Gesichts, so wie ein von dem Schicksal schwer Heimgesuchter zu zeigen pflegt, wenn er „dulden und standhaft sein" gelernt hat. Er saß an einem mit einer abgenutzten Friesdecke versehenen Tische, auf den er sich mit dem Ellbogen stützte, denn er hatte seit mehreren Tagen nur wenig Speise zu sich genommen und diese Entbehrung in Verbindung mit der furchtbaren Gemüthserschütterung bei einem grauenvollen Auftritt schien seine

innere Constitution mehr angegriffen zu haben, als man nach seinen Gesichtszügen hätte vermuthen sollen. Diese waren, wie ich schon gesagt habe, allerdings bleich und abgezehrt, aber ruhig und so gefaßt, daß Die, welche ihn ansahen, davon betroffen wurden, denn der alte Mann wartete hier um als eines Mordes angeklagt, verhört zu werden und wer ihn sah, schauderte vor der Ruhe seiner Züge zurück. Man glaubte, hier nichts zu sehen als verstockte Gleichgültigkeit, die Gelassenheit der Schuld, welche aufgehört hat, ihre eigene Ungeheuerlichkeit zu fühlen.

Dicht neben diesem Manne saßen zwei Frauenzimmer, eine alte Frau und ein Mädchen. Sie weinten nicht, denn sie hatten keine Thränen mehr, sondern saßen da und hefteten ihre Augen mit stumpfem traurigen Blick auf den Fußboden. Spuren entsetzlichen Leidens waren ihren Zügen aufgeprägt und verriethen sich in der hoffnungslosen Apathie ihres Schweigens. Dann und wann erstarb ein leiser Seufzer auf den bleichen Lippen des Mädchens, aber er war matt wie der, welcher einer zertretenen Blume entschlüpft und das arme Mädchen fühlte nur, daß der Schmerz in ihrem Herzen in diesem Augenblicke noch qualvoller war, als er zuvor gewesen. Die alte Frau seufzte nicht einmal, sondern saß bleich, still und regungslos da. Es war, als wenn der Athem auf ihren kalten Lippen erstarrt wäre, so gänzlich schienen Seele und Leib erkaltet zu sein.

Ein Polizeibeamter stand mit im Zimmer. Es war nicht einer jener plumpen, weißröckigen Männer, denen man in englischen Romanen begegnet, sondern ein schlanker, hochgewachsener Mann von feinem Benehmen, welcher die Gruppe, die er seiner Pflicht gemäß zur Haft gebracht, mit ernstem und mitleidigem Blicke betrachtete. Er prüfte das Gesicht des alten Mannes wie Die, welche die menschlichen Physiognomien studiren und in dem Ausdrucke derselben die Geheimnisse der Seele zu lesen suchen, aber es lag in seinem Blicke und Benehmen durchaus nichts Rauhes.

Nach einer Weile besann sich der Beamte, daß die Gefangenen seit dem vorigen Tage nichts zu essen gehabt, und redete sie an.

„Ihr seid hungrig, weil Ihr nichts zu essen bekommen habt; ich hatte nicht daran gedacht,“ sagte er, indem er sich dem Tische näherte, „ich will sogleich Kaffee bestellen.“

Der alte Mann richtete den Kopf empor und heftete seine dankbaren Augen auf den Beamten.

„Ja,“ sagte er mit freundlichem Lächeln, „sie sind hungrig; etwas Kaffee wird ihnen sehr gute Dienste leisten.“

Das Mädchen blickte auf und nickte leise mit dem Kopfe; die Alte dagegen blieb regungslos, sie hatte nichts gehört.

Der Offiziant flüsterte einer draußenstehenden Person etwas zu und begann dann wie eine Schild-

wache im Zimmer auf und ab zu schreiten, trat aber sehr leise auf, wie um den stummen Gram nicht zu verletzen, den er zu hüten hatte.

Es dauerte nicht lange, so ward der Kaffee nebst Brod und etwas kaltem Fleische hereingebracht.

„Na," sagte der Offiziant in heiterem Tone, „genießt etwas, damit Ihr wieder zu Kräften kommt. Das Verhör kann lange dauern und ich habe es erlebt, daß ganz kräftige Menschen bei ihrem ersten Verhör ohnmächtig wurden — genießt etwas, damit Ihr nicht matt und ängstlich werdet und dann mehr zugesteht, als die Klugheit erlaubt."

„Ja," sagte der alte Mann schüchtern, „Sie haben recht, die armen Geschöpfe bedürfen Stärkung, aber ich auch."

Er ergriff einen der blechernen Becher, die halb gefüllt mit Kaffee auf dem Tische standen und reichte ihn der Frau.

„Frau!" sagte er, sich zu ihr hinneigend.

Die arme Alte fuhr zusammen und schauete ihn aus ihren wilden und doch stumpfen Augen an.

„Was giebt es, Willcox? Was willst Du von mir?"

„Sie sehen, sie ist ganz außer sich," sagte der alte Mann zu dem Offizianten — „was soll ich nur thun?"

„O so etwas kommt sehr häufig vor. Wir müssen sie aufrütteln!" antwortete der Mann freundlich. „Redet sie nur noch einmal an."

Der alte Mann bückte sich über sein Weib und

legte seine Hand sanft auf die ihre. Sie bewegte sich nicht. Er ergriff ihre hageren Finger und die Thränen traten ihm in die Augen, immer noch rührte sie sich nicht. Er stand einen Augenblick lang da und schauete ihr in's Gesicht, während ihm die Thränen die Wange herabrannen. Er zögerte, sah den Offizianten mit schüchterner Miene an, beugte sich dann nieder und küßte die alte Frau auf die Stirn.

Dieser Kuß löste die Eisrinde ihres Herzens. Sie stand auf und fing an zu weinen.

„Du sprachst mit mir, Willcox — was wolltest Du? Ich fühle mich jetzt besser — es ist mir ganz wohl. Was verlangtest Du von mir?"

„Er wünscht blos, daß Ihr etwas essen und trinken sollt," sagte der Offiziant tief gerührt.

„Essen und trinken? haben wir denn etwas zu essen und zu trinken? So macht er es allemal, wenn es bei uns knapp hergeht — er fordert uns auf zu essen und zu trinken und hungert selbst."

„Aber es ist ja genug da für alle," sagte der alte Mann. „Siehe, ich esse auch und Julie wird auch essen."

„Nun, wenn genug da ist, so wollen wir auch alle essen — warum sollten wir es nicht?" sagte die arme Frau mit mattem Lächeln.

Sie nahm den Kaffee, kostete ihn und sah sich neugierig in dem Zimmer um.

„Was ist das? — wo sind wir jetzt, Willcox?" sagte sie in leisem furchtsamen Tone.

Der alte Mann heftete seine Augen auf sie, der Kummer leuchtete aus ihnen und dies bewog sie, ihre Frage zu wiederholen.

„Wo sind wir? Ich besinne mich, daß wir durch eine Menschenmenge hindurchgewadet sind und daß ich kaum Schritt mit Dir zu halten vermochte. Manche sagten, man führe uns in's Gefängniß, ich aber hätte nichts gethan und deshalb würde man mich auch nicht behalten. Du und Julie aber, Ihr müßtet bleiben, weil eine Frau nicht als Zeuge gegen ihren Mann auftreten kann, wohl aber ein Enkelkind. Habe ich geträumt oder phantasirt, Willcox?"

„Nein, Frau, Du bist angegriffeu und matt — trinke noch mehr Kaffee und allmälig wird Dir alles klar werden."

Die alte Frau gehorchte ihm und trank begierig aus dem Becher, den sie in der Hand hielt. Dann schauete sie ihren Gatten, Julien und den Offizianten an, als ob sie sich zu erklären suchte, weshalb sie alle hier an diesem fremden Ort versammelt wären. Auf einmal setzte sie den Becher nieder und holte tief Athem.

„Ich besinne mich," sagte sie, „ich besinne mich jetzt auf jenen Todten mit seinen weitgeöffneten Augen und den weißen zusammengekniffenen Zähnen — ich wußte es gleich."

Der Offiziant trat einen Schritt näher und horchte. Das Gefühl seines Berufs regte sich in ihm. Es konnten wichtige Indicien in ihren Worten liegen

und einen Augenblick lang gewann der schlaue Beamte über den Menschenfreund die Oberhand. Der Gefangene bemerkte diese Bewegung und sah den Offizianten mit dem Ausdrucke sanften Vorwurfes an.

„Wollen Sie ihren aufgeregten Gemüthszustand oder die Worte benutzen, welche derselbe mir vielleicht auspreßt?“ sagte er.

„Nein,“ antwortete der Offiziant, indem er beschämt zurücktrat. „Nein, das werde ich nicht thun, wenigstens nicht mit Willen.“

Diese Worte aber hatten das Mißtrauen der Alten rege gemacht, sie rückte dicht an ihren Gatten heran und flüsterte ihm zu:

„Ich kann es mir noch gar nicht recht erklären, Willcox; die Leute — die Leute draußen auf der Straße sagten mehrmals, man brächte uns in's Gefängniß. Dies da ist aber doch kein Gefängniß! Teppiche auf dem Fußboden, Stühle, Fenstervorhänge, alles so sauber und nett und hier steht zu essen und zu trinken. Das ist kein Gefängniß, Willcox, und wir haben seit zehn Jahren in keiner so freundlichen Wohnung gesessen.“

„Es ist dies blos ein Zimmer in dem Gefängnisse, aber nicht das, was man mir später anweisen wird,“ antwortete der alte Mann schmerzlich lächelnd; „das wird wohl kleiner sein.“

„Du sagst mir,“ entgegnete die Alte, indem sie seine Hand festhielt. „Warum sagst Du nicht, daß das Gemach — möge es sein, wie es wolle — für

uns beide groß genug ist, lieber Mann? Du hast doch damit nicht sagen wollen, daß Deine Frau nicht auch Platz darin hätte?"

Der alte Mann wendete sich ab; er konnte den Blick seines Weibes nicht ertragen.

„Bedenke, Willcox, wir haben seit dreißig Jahren nicht eine einzige Nacht getrennt zugebracht."

„Ich weiß es," antwortete der alte Mann mit zitternden Lippen.

„Und nun wirst Du mich doch auch bei Dir bleiben lassen?"

„Frage ihn," sagte der alte Mann, indem er sich wieder abwendete; „frage ihn."

Sie ließ, wiewohl widerstrebend, die Hand des Gefangenen los und näherte sich dem Offizianten.

„Sie haben gehört, was er sagte und wissen daher, was ich will. Wir haben seit vielen Jahren, länger als Ihr ganzes Leben, beisammen gewohnt. Wir haben viel Noth ausgestanden, sind aber nie eins von des andern Seite gewichen. Sagen Sie mir — können wir auch jetzt beisammen bleiben?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Mann innig gerührt. „Euer Gatte ist eines Verbrechens angeklagt, welches strenge Beobachtung der Hausordnung nöthig macht."

„Ich weiß, man beschuldigt ihn, einen Mord begangen zu haben; aber Sie sehen selbst, wie unschuldig er ist," antwortete die Frau, und all' der heilige

Glaube, die reine schöne Liebe, die sie in ihrer Jugend gehegt und die durch das Alter gekräftigt worden, erhellte das runzelige Antlitz; „Sie sehen, wie unschuldig er ist.“

Der Mann nickte ein wenig, denn er wollte nicht thun, als bezweifle er die Unschuld des Alten, so stark auch die Indicien gegen ihn waren.

„Sie werden mich nicht fortschicken, nicht wahr?“ sagte die Alte, indem sie ihn mit flehendem Blicke ansah.

„Das steht nicht bei mir — ich habe nicht darüber zu entscheiden. Bei kleineren Vergehungen ist allerdings Frauen oft gestattet worden, bei ihren Männern im Gefängnisse zu bleiben, bei todeswürdigen Verbrechern aber, so viel ich weiß, niemals.“

„Aber irgend Jemand hat das Recht, es zu erlauben. Es ist ja nur auf kurze Zeit — länger als eine bis zwei Wochen kann man ihn doch nicht gefangen halten.“

„Das ist wohl möglich, ich will es von Herzen wünschen — aber ich kann für nichts stehen, ich habe hierin nichts zu bestimmen.“

„Aber wer hat es denn zu bestimmen — was können wir thun?“

Es war das junge Mädchen, von welcher diese Worte ausgingen. Die Bitten ihrer Großmutter, die zitternde Stimme ihres Großvaters rüttelten endlich ihre Gefühle aus der eisigen Erstarrung auf, die sich

ihrer bemächtigt hatte. Der Nebel schwand von ihren Augen und, obschon noch schwer von Schlaflosigkeit und Kummer, begannen sie doch von erwachendem Leben zu funkeln.

„Gegenwärtig Niemand, mein armes Kind — es läßt sich nicht eher etwas thun, als nach dem Verhöre."

Julie war dicht an ihre Großmutter gerückt und hatte eine Falte ihres verschossenen Kleides mit der einen Hand gefaßt. Der Offiziant konnte sich nicht satt sehen an ihrem so schönen, von stiller Wehmuth verklärtem Gesichte. Er stand eben im Begriffe, einige Trostworte zu äußern, als eine Thür des Polizeigerichtssaals sich öffnete und ein Mann hindurchblickte, welcher in gleichgültigem Tone sagte: „Bringen Sie den alten Mann herein."

Der Gerichtssaal war gedrängt voll von Zeugen, die abgehört werden sollten, von Advokaten, die hier etwas zu thun zu bekommen hofften, und anderen Leuten, welche blos die Neugier hierhergetrieben. Alles drängte und stieß sich vor den Schranken herum. Als der Gefangene eintrat, ward das Gedränge noch heftiger. Die Menge schob sich durch die geöffnete Thür und breitete sich in der Vorhalle bis an die Granitsäulen aus und Alle bemüheten sich, den armen gebeugten Greis zu Gesicht zu bekommen.

Man bildete eine Gasse, um ihn durchzulassen und stierte ihn an, als ob er ein wildes Thier wäre,

bis er endlich mit seiner hageren Hand die Schranke berührte. Da stand er schüchtern wie ein Kind, während alle diese hellen neugierigen Augen auf ihn geheftet waren. Eine schwache Röthe zeigte sich auf den Runzeln seiner Stirn und seine Hand zitterte an dem Geländer — übrigens jedoch war seine Fassung unerschüttert.

Die Menge schloß sich hinter ihm, aber die beiden Frauenzimmer folgten, athemlos vor Furcht, daß sie ihn verlieren möchten, ihm dicht auf den Fersen, indem sie sich bald ungestüm Bahn brachen, bald hülflos und ängstlich umherschaueten. Endlich standen sie dicht hinter ihm und hielten sich, von der Menge ungesehen, an seinen Kleidern fest.

Der Richter beugte sich in seinem mit Leder beschlagenen Armstuhle ein wenig vorwärts und schauete dem Gefangenen nicht unfreundlich, ja nicht einmal mit Strenge in's Gesicht. Wäre der alte Mann eines leichteren Vergehens angeklagt gewesen, so hätte die Miene des Richters vielleicht einen andern Ausdruck verrathen, aber eben die Größe der Anschuldigung, welche hier untersucht werden sollte, gab dem Richter Würde und wahre Würde ist stets sanft.

Er neigte sich daher vorwärts, nicht lächelnd, aber mit freundlichem Blicke und Tone, setzte den Gefangenen von seinem Rechte in Kenntniß und ermahnte ihn, sich durch die Antworten, die er auf die

Fragen des Gerichtshofes zu geben haben würde, nicht unwissentlich selbst zu incriminiren.

Der alte Mann schlug die Augen auf, dankte dem Richter mit leiser Stimme und wartete.

„Wie heißt Ihr?“

„Ich bin in der Stadt als Benjamin Warren bekannt, doch ist dies nicht mein wirklicher Name.“

„Nun, was ist denn Euer eigentlicher Name?“

„Diese Frage möchte ich unbeantwortet lassen.“

Der alte Mann sprach sanft, aber mit großer Festigkeit. Der Richter nickte. Ein Dutzend Federn knarrten auf den Pulten der Berichterstatter, welche die Antwort niederschrieben. Vollständiges Schweigen herrschte im Saale und Jeder lauschte mit verhaltenem Athem. Selbst die in der Vorhalle stehenden Zuhörer verhielten sich ruhig, während die Antwort des alten Mannes unter ihnen weiter geflüstert ward.

„Kanntet Ihr den Mann, der am neunzehnten dieses Monats in Euerm Hause todt gefunden ward?“

„Ja, ich kannte den Mann sehr wohl.“

„Wo und wann hattet Ihr Euch früher gesehen?“

„Diese Frage möchte ich ebenfalls nicht beantworten.“

„Sahet Ihr ihn am Abend des achtzehnten?“

„Nein!“

„Bestand feindselige Gesinnung zwischen Euch?“

Der alte Mann ward noch bleicher und seine

Hand zitterte auf dem Geländer; er zögerte, als ob er um Worte verlegen wäre und sich überlegte, wie er das, was er sagen wollte, präcis ausdrücken sollte.

„Fand nicht an jenem Morgen ein heftiger Wortwechsel zwischen Euch statt?“

„Er war zornig, ich nicht; ich war erschrocken und aufgeregt — aber nicht zornig.“

„Waret Ihr allein mit ihm?“

„Ja!“

„Wie lange?“

„Vielleicht zehn Minuten.“

„Noch einmal,“ sagte der Richter, „noch einmal erinnere ich Euch daran, daß in jedem andern Gerichtshofe diese Antworten zu Eurem Nachtheile ausgelegt werden würden. Nehmt Euch Zeit, Ihr habt keinen Vertheidiger zur Seite, also nehmt Euch Zeit zum Ueberlegen, ehe Ihr antwortet. Was hatte Leicester bei Euch zu suchen? Was war der Gegenstand des Gesprächs zwischen Euch?“

Der alte Mann neigte sich mit der Stirn auf das Geländer und stand regungslos da, ohne zu antworten. Sein ehrlicher Sinn sagte ihm, daß jede Frage, die er zu beantworten verweigerte, zu weiterem Verdachte Anlaß gab und ein neues Vorurtheil gegen ihn erweckte. Es blieb ihm offenbar keine andere Wahl übrig, als zu schweigen, oder die Wahrheit offen und frei herauszusagen. Er richtete den Kopf wieder empor und redete den Richter in sanftem Tone

an, wie wenn er einen Freund zu Rathe gezogen hätte.

„Wenn ich das Recht habe, die Antwort auf einige der Fragen, die Sie an mich richten, zu verweigern, habe ich dann nicht auch das Recht, zu schweigen?“

„Es besteht kein Gesetz, welches Euch zwingt, zu antworten, wenn die Antwort Eurer Sache nachtheilig ist.“

„Kann irgend etwas, was ich sage, meiner Sache förderlich sein?“

„Nein!“

„Dann werde ich schweigen. Aber ich habe niemals meine Hand gegen diesen Mann aufgehoben, niemals, so wahr mir Gott helfe!“

Der Richter fühlte, daß dies ein weiser Schluß sei und ein schwacher Schimmer der Genugthuung leuchtete aus seinen Blicken. Die schüchterne Würde des alten Mannes, das schöne Gesicht, welches dann und wann hinter seinen armseligen Kleidern hervorlugte, die schwache alte Frau, die sich fest an ihn klammerte, alles dies hatte seine Sympathie erweckt. Es war unmöglich, diese Gruppe anzusehen und zu glauben, daß irgend eins dieser schwachen Geschöpfe schuldig an dem Blute sei, welches den bescheidenen Heerd geröthet, und dennoch hatte sich bei der Leichenschau ein furchtbar starker Verdacht herausgestellt.

Die Zuhörer wurden jetzt ein wenig unruhig,

Einer begann dem andern seine Meinung zuzuflüstern und dann und wann ließ sich aus der Vorhalle ein roher Scherz oder ein Gelächter vernehmen. Man begann zu verschiedenen Thüren hinein- und herauszugehen und während dieser Zeit wurden mehrere Zeugen verhört. Diese Personen hatten sehr zeitig am Morgen des neunzehnten einen gut, ja sogar elegant gekleideten Herrn in die von dem Gefangenen und seiner Familie bewohnte Räumlichkeit gehen sehen. Der eine Zeuge, welcher die nach der Vorderseite herausgehende Kellerwohnung inne hatte, erklärte, er habe laute, heftige Worte und mehrmals ein Geräusch vernommen, als ob Jemand auf den Boden stampfte. Dann hörte er rasche Tritte, sah den Fremden einen Augenblick lang vor dem Hause und hörte ihn dann wieder hineingehen. Dies erregte natürlich seine Neugier und er öffnete die Thür seines Zimmers und sah hinaus. Er erblickte den Fremden, welcher rasch durch die nächste Thüre ging und sah zwei Frauenzimmer.

Die alte Frau und das Mädchen, welche jetzt hinter dem Gefangenen standen, hatten sich in dem hintern Theile des Eingangs zusammengeduckt und schienen sich sehr zu fürchten, denn beide waren bleich und die alte Frau rang die Hände, während das Mädchen bitterlich weinte. Ein wenig nachher, vielleicht zwei Minuten hörte dieser Mann aus dem Nebenzimmer einen dumpfen Schlag, als ob ein schwerer Körper zu Boden stürzte und darauf folgte eine Todtenstille, die

ihn mit Schaudern und Entsetzen erfüllte. Er ging hinaus und sah die beiden Frauenzimmer, die sich bleich und furchtsam nach der Thür hinschlichen, welche die alte Frau zu öffnen suchte, aber nicht konnte, weil ihre Hände zu heftig zitterten.

Der Zeuge selbst öffnete die Thür und sah in das Zimmer hinein, indem er sich über die Frauenzimmer neigte, welche, einen leisen Schrei ausstoßend, regungslos in der Thür stehen blieben und den Eingang versperrten. Er sah den Fremden auf dem Fußboden liegen und mit dem Tode ringen; seine Zähne waren fest zusammengekniffen, seine Augen weit geöffnet, das Kinn ragte empor und beide Hände krallten sich an die nackten Dielen fest."

Während der Zeuge noch zusah, gaben die halb aufgerafften gegen den Fußboden gestemmten Glieder nach und streckten sich wie dürres Gras. Das Zimmer war nur schlecht erleuchtet, aber dem Zeugen schien es, als bemerkte er eine leise Bewegung, nach dieser einen Schauder, oder auch vielleicht das Geräusch einer herabfallenden Falte von der Kleidung des Todten, aber sonst war weiter keine Spur von Leben wahrzunehmen.

Nun hatte der Zeuge Zeit, die andern Gegenstände des Zimmers zu sehen. Das Erste, worauf seine Augen fielen, war das Gesicht des alten Mr. Warren — das bleichste, todtenähnlichste Gesicht, welches er jemals an einem lebenden Menschen gesehen;

er beugte sich über den Leichnam und hielt, wie es schien, eine durch und durch mit Blut befleckte Handvoll Schnee gefaßt, die er auf die Seite des todten Mannes drückte.

Der Zeuge ward bei diesem Anblicke von wildem Entsetzen ergriffen; er stieß die beiden Frauenzimmer vorwärts und ging hinein. Der Gefangene blickte auf und drückte seine Hand immer noch auf den Todten; seine Lippen regten sich und er versuchte zu sprechen, konnte aber nicht. Als der Zeuge sich niederbückte, sah er, daß die weiße, blutbefleckte in den Fingern des alten Mannes zusammengedrückte Masse, die eine Seite einer weißen Weste war, welche der Todte getragen. Auch sah er ein bis an den Griff mit Blut benetztes Messer auf dem Fußboden liegen. Nach einigen Minuten sprach der Gefangene, der wahrscheinlich den Körper unter seinen Händen steif werden fühlte; er drehte mit angsterfülltem Blicke den Kopf herum und flüsterte:

„Was können wir thun?"

Der Zeuge erklärte, daß er hierauf geantwortet habe: „Nichts, der Mann ist todt!"

Nun stand der alte Mann auf und ging nach einem Bette, welches in der einen Ecke des Zimmers stand und auf welches sein Weib und seine Enkelin niedergesunken waren, als der Zeuge sie mit unbewußter Gewalt von der Schwelle hinweggestoßen hatte.

Er sagte etwas mit leiser Stimme zu der Frau, welche darauf antwortete:

„O, Willcox, sage mir, daß Du es nicht gethan hast!“

Der Gefangene sah sie an. Anfangs schien er zu erschrecken, als ob ihm ein entsetzlicher Gedanke einkäme, dann aber zeigte er eine bekümmerte Miene, als ob er sich im innersten Herzen verletzt fühlte. Der Ausdruck, den sein Gesicht annahm, hätte zu Thränen rühren können; seine Stimme aber, als er sprach, war noch ergreifender, als seine Miene; sie schien von den Thränen, die er nicht vergießen konnte, gleichsam erstickt zu werden.

„Mein Weib!“ weiter sagte er nichts, aber dies war genug und die alte Frau bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte, wie ein Kind. Julie, seine Enkelin, welche bis jetzt bleich und still wie der Tod dagesessen, heftete ihre Augen auf das Gesicht des alten Mannes und man sah, wie Erstaunen und Kummer sich darin aussprachen, als ob auch sie plötzlich verwundet worden wäre. Aber bald wich das Entsetzen aus ihren Zügen und sie erhob sich mit engelgleichem Blicke und faltete ihre Hände über dem Arme des alten Mannes, welcher dastand und wehmüthig auf seine Gattin herabschaute, deren Kopf er an seine Brust drückte.

„Großvater, sie hat es nicht böse gemeint. Es

war die Angst, die aus ihr sprach, nicht sie, nicht meine Großmutter.“

Der alte Mann wollte seine Hand auf ihr Haupt legen, sie war aber roth und naß. Er sah dies und ließ sie wieder sinken.

Die düstere Beleuchtung, die bleichen Gesichter, der steif und todt auf dem Fußboden liegende Mann — alles dies gewährte einen Anblick, den selbst die stärksten Nerven nicht lange ertragen konnten. Der Zeuge ging hinaus und machte Lärm in der Nachbarschaft. Er ging aber nicht wieder hinein, denn er bebte zurück vor dem nochmaligen Anblick des entsetzlichen Schauspiels.

Ich habe die Aussage dieses Mannes nicht in seinen eigenen Worten mitgetheilt. Er war ein Deutscher und sprach schlecht Englisch; aber gerade deshalb machte seine Schilderung destomehr Eindruck auf die Richter und die Zuhörer. Sie schmeichelte jener Liebe zum Grausigen, die unter der großen Masse des Volks zur Leidenschaft geworden ist, während sie zugleich die edleren Gefühle in Anspruch nahm. Hier und da sah man ein nasses Auge. Leute, die einander völlig fremd waren, flüsterten einander den Wunsch zu, daß der Gefangene unschuldig erfunden werden möchte. Die alte Frau und ihre Enkelin wurden Gegenstand unablässiger Neugier. Man drängte sich herbei, um sie in der Nähe zu sehen. Die Berichter-

statter studirten ihre Züge und nahmen ein Inventarium über ihre armseligen Kleidungsstücke auf.

Noch andere Zeugen wurden aufgerufen, welche alle dieselben und ähnliche Thatsachen bestätigten, die sämmtlich dazu dienten, den Verdacht gegen den alten Mann zu unterstützen. Als alle bis auf die Enkelin abgehört waren, stieg die Spannung auf's Höchste. Die Menge drängte sich dichter an die Schranke und die aus der Vorhalle kam ebenfalls herein und erfüllte jeden Winkel des Zimmers.

Das arme Mädchen stieg als ihr Name aufgerufen ward, mit Mühe die Stufe hinauf, durch welche ihr weißes Gesicht in gleiche Linie mit dem Richter kam. Die kleine Hand faßte das Geländer bis jeder Tropfen Blut aus den krampfhaft sich anklammernden Fingern wich. Hätte sie dies nicht gethan, so hätte sie umsinken müssen, denn ihre Glieder besaßen keine Kraft und ihr Herz kein Leben mehr außer dem, welches ein einziger erhabener Gedanke ihr einflößte. Es lag etwas Tieferes als die Blässe der Furcht in diesen schönen Zügen — etwas Erhabeneres als Kummer in den klaren veilchenblauen Augen, welche sie zu dem Richter emporhob. Er sah ihre Lippen sich bewegen und neigte sich vorwärts um die Worte zu vernehmen, welche sie auszusprechen schien:

„Ich kann keine Fragen beantworten; fragen Sie mich nichts, Sir, ich bitte darum.“

Der Richter verstand diese Worte. Er sah den Blick schüchternen Muthes, der noch eindringlicher sprach als die zitternden Lippen. Niemand sah den Blick oder hörte die Stimme als er, nicht einmal der Gefangene, denn das Alter hatte sein Ohr etwas abgestumpft. Das Gesicht, der Blick, das sanfte Benehmen dieses armen Mädchens erfüllte den Richter mit innigem Mitleid. Es ist furchtbar für jeden Richter, wenn er ein liebendes Herz zwingen soll, Aussagen zu erstatten, die vielleicht ein anderes in die Gruft stürzen. Niemals hatte der hier in Frage befangene Beamte diese grausame Pflicht schmerzlicher empfunden als jetzt. Die Fragen, die er hätte thun sollen, sanken in sein Herz zurück. Es kam ihm vor, als solle er ein Lamm martern, während die ganze Heerde zusähe.

Die Beamten unserer Höfe haben aber selbst von jugendlicher Verworfenheit so Manches gelernt, und es wäre ein Wunder, wenn sie nicht argwöhnisch wären. Dieses Mädchen konnte instruirt sein, so zu handeln, und auf diese Weise das Werkzeug eines Advokaten sein. Wenn man ihr in die Augen blickte, so konnte man dies freilich unmöglich glauben, aber auch sanfte Augen brüten zuweilen Falschheit. Niemand weiß dies besser, als der scharfsinnige Beamte, aber dennoch liegt in der reinen Einfachheit etwas, was das Herz lange zuvor überzeugt, ehe das Urtheil thätig zu sein vermag.

„Wer hat Dir denn gesagt, daß Du meine Fragen nicht beantworten sollst?“ fragte er leise.

„Niemand.“

„Warum weigerst Du Dich denn?“

„Weil mein Großvater den Mann nicht ermordet hat und weil das, was ich sagen könnte, den Verdacht gegen ihn vermehren würde.“

„Aber weißt Du auch, daß dies eine Mißachtung des Gerichtshofes ist — ein strafbares Vergehen?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Und daß ich die Macht habe, Dich zur Antwort zu zwingen?“

Ein schönes Lächeln flog über ihr Antlitz. Man glaubte eine jugendliche mit dem Feuertode bedrohte Märtyrerin zu sehen. Die Bescheidenheit ihrer ganzen Haltung ward dadurch nicht im Mindesten gestört, aber dieser eine Schimmer von der Kraft, die in ihr schlummerte, reichte schon hin, den Beamten zu überzeugen.

Nicht einmal die Berichterstatter waren im Stande gewesen, ein Wort von dieser Unterredung zu erhaschen. Die Würde des Richters ward dadurch in keiner Weise compromittirt. Er beschloß, auf die grausame Macht zu verzichten, welche diesem hülflosen Geschöpf unnöthigerweise eine Anklage ausgepreßt haben würde, denn die bereits erstatteten Aussagen waren vollkommen hinreichend, die fernere Gefangenhaltung des Angeklagten zu rechtfertigen.

„Wir werden die Aussage dieses jungen Mädchens nicht bedürfen," sagte er zu einem seiner Collegen, der während dieser Verhandlungen ruhig geschrieben hatte.

„Nein," antwortete dieser, ohne mit seiner Feder inne zu halten oder den Kopf emporzurichten, „was sollte es nützen? Die Geschichte dieses Deutschen ist schon genug, um den Angeklagten in Untersuchungshaft zu behalten. Das arme Mädchen ist außer sich vor Furcht. Wir wollen sie gehen lassen."

„Aber sie wird in dem anderen Gerichtshofe gebraucht werden."

„Das ist wahr, sie darf nicht fort und es ist Niemand da, der für sie Bürgschaft leistet."

„Es scheint mir aber doch hart, das arme Kind einsperren zu lassen."

„Freilich ist es nicht viel anders, als ob man einen Vogel in den Käfig sperrte!" antwortete der zweite Beamte, indem er seine in Gold gefaßte Feder rasch über das Papier hingleiten ließ. „Es ist hart aber nothwendig; schlechte Gesetze müssen eben so beobachtet werden, wie gute, lieber Freund. Es ist freilich eine Schande für die Civilisation, aber die Majestät des Gesetzes muß aufrecht erhalten werden, selbst wenn unverdorbene Kinder dadurch in Berührung mit dem Abschaum der Gesellschaft gerathen."

„Ich kann es nicht über's Herz bringen," antwortete der Vorsitzende seufzend. „Es kommt mir

vor, als ob man frisch gefallenen Schnee einer Heerde wilder Thiere vorwürfe. Niemals ist es mir so schwer angekommen, meinen Namen zu unterzeichnen."

„Aber dennoch muß es geschehen. Sie haben ohnedies schon zu viel Rücksicht gebraucht. Eben jetzt richteten die Berichterstatter ihre Blicke auf sie und flüsterten mit einander. Noch ein Beweis von Schonung und wir haben die Presse auf dem Halse."

„Ich werde meinem eigenen Urtheile gemäß handeln, möge die Presse sagen, was sie wolle."

„Eine sehr lobenswerthe Gesinnung, aber lassen Sie nur den Leutchen dort nichts davon hören; die würden sie nicht zu würdigen wissen."

Der Vorsitzende sprach die Wahrheit. Niemals in seinem Leben hatte er einen Verhaftsbefehl so widerstrebend unterzeichnet, aber endlich mußte er sich doch dazu verstehen und ihn dem Offizianten einhändigen. Der alte Mann ward von der Schranke nach der einen Richtung hinweggeführt und ein Offiziant ergriff Julien bei der Hand und brach sich mit ihr nach einer andern Richtung hin durch die Menge Bahn. Anfangs glaubte sie, sie solle eben dahin geführt werden, wo ihr Großvater war und als sie ihn aus den Augen verlor, begann sie sich zu sträuben. Ein schwaches Wehklagen entschlüpfte ihren Lippen und der Offiziant sah sich genöthigt, seinen Arm um sie zu schlingen und sie halb durch die Menge hindurchzutragen.

Die Frau war ihrem Gatten und ihrer Enkelin mechanisch nachgefolgt, als sie aber getrennt wurden, bewog sie der Schrei, der Juliens Lippen entfuhr, sich umzudrehen und zurückzueilen. Die Menge schloß sich ringsherum um sie; sie warf einen wilden Blick nach dem Gefangenen und einen zweiten nach der Stelle, von woher das Wehklagen sich vernehmen ließ. Beide verschwanden durch eine Thür der dunkeln Fernsicht des Gefängnisses. Sie sah einen Arm sich wild emporrecken, als ob man ihr winke, und eilte, blindlings gegen die Menge ankämpfend, darauf zu. In dem Gedränge ward sie in die Vorhalle hinausgeschoben und hier lehnte sie sich erschöpft an eine der massiven Säulen und schauete sich mit irrem Blick nach ihrem Gatten und ihrer Enkelin um. Es war ein herzzerreißender Anblick, aber dergleichen Auftritte sind in diesen Mauern etwas Alltägliches.

Siebentes Kapitel.

Die gefangene Zeugin.

Es ist seltsam — ja, es ist entsetzlich — daß die Gesetze und Gebräuche eines freien Landes noch so viel Barbarisches haben. Ohne ein Verbrechen oder Vergehen irgend einer Art begangen zu haben, kann hier in der Stadt New-York ein Mensch festgenommen und monatelang unter den abscheulichsten Uebelthätern gefangen gehalten, seine Selbstachtung vernichtet, sein Gefühl verhöhnt werden, blos damit das Gesetz erfüllt werde. Was aber ist das für ein Gesetz, welches Tyrannei nothwendig macht, um Gerechtigkeit üben zu können. In New-York befindet sich der arme Zeuge — ein Mensch der das Unglück hat, etwas von einem verübten Verbrechen zu wissen — ganz genau in der Lage des Verbrechers selbst. Gleich dem Uebelthäter muß er Bürgschaft für sein pünktliches Erscheinen am Tage der Verhandlung stellen und wenn

ihm dies nicht möglich ist, selbst das Gefängniß des Verbrechers theilen, den seine Aussage überführen soll. Auf diese Weise werden oft Fremde — Seefahrer und Leute die keine Freunde an Ort und Stelle haben — monatelang unter der Hefe der Menschheit gefangen gehalten; sie sind unschuldig und dulden dennoch die schwerste Strafe des Verbrechens. Diese Ungerechtigkeit, die so offenkundig ist, das selbst ein Kannibale sie erröthend eingestehen würde, existirt fast ganz unbeachtet in einer Stadt, in welcher es eine Menge wohlthätige Gesellschaften, eine ungeheure Anzahl Kirchen giebt und wo die fruchtbarste Sympathie für die Unterdrückten aller Nationen und Länder der Erde herrscht. Wenn die prahlsüchtige Wohlthätigkeit eine Zeitlang der einfachen Gerechtigkeit Platz machen wollte, so würde New-York, wie alle amerikanischen Städte, die wir kennen, sich mehr Achtung im Auslande und und mehr wirkliches Gedeihen in seinem eigenen Umkreise erwerben.

Diesem Gesetze zufolge ward Julie Warren, ein junges Mädchen, welches sich so eben zur ersten jungfräulichen Blüthe entwickelte, rein zart und unschuldig wie ein Mensch nur sein kann, gleich einem Diebe in das Stadtgefängniß geschleppt. Sie hatte die tiefste Entwürdigung der Armuth kennen gelernt und diese lebt in großen Städten stets in so enger Nachbarschaft mit dem Verbrechen, daß es fast unmöglich zu sein scheint, den Thau auf einem unschuldigen Gemüthe

rein und frisch zu erhalten. Julie war aber in ihrer Armuth durch so feste Grundsätze, durch so heilige Liebe behütet worden, daß weder die Nähe des Verbrechens noch die Wirkung des äußersten Mangels die Macht gehabt hatte, die Blüthe einer Natur zu beflecken, welche jeden übeln Eindruck von sich abzustreifen schien, wie der Schwan Wassertropfen von seinem schneeigen Gefieder abschüttelt, obschon er sich mit seinem ganzen Körper darin badet.

Dieses junge Wesen mit all seiner Unschuld, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, ja ohne nur im Verdacht eines solchen zu stehen, war nun Bewohnerin eines Gefängnisses in Gemeinschaft mit Verbrechern, deren Thaten Alles überstiegen, was Juliens jugendliche Phantasie sich bis jetzt davon hatte träumen lassen.

Anfangs als der Offiziant das arme Mädchen von ihren Großeltern trennte, sträubte sie sich wild, schrie nach Hülfe und begann endlich den Mann mit so stürmischer und eindringlicher Beredsamkeit zu bitten; daß er in einem der dunkeln aus dem Gerichtshofe hinausführenden Gänge stehen blieb und sie zu beschwichtigen suchte, denn er glaubte, sie werde hauptsächlich durch die hier herrschende Dunkelheit erschreckt.

„Nein, nein,“ antwortete sie. „Das ist es nicht. Ich habe gar nicht gesehen, daß es dunkel ist. Ich sehe gar nichts. Mein Großvater — meine arme Großmutter! Laßt mich mit ihnen gehen. Ich fürchte

mich nicht. Ich mache mir nichts daraus, im Gefängniß zu sein, laßt mich nur bei ihnen bleiben."

„Deine Großmutter ist nicht hier!"

„Nicht hier — nicht hier!" antwortete das arme Wesen entsetzt. „Was ist denn aus ihr geworden? Laßt mich gehen — laßt mich gehen, sage ich. Sie wird sterben!"

Julie riß ihre gefalteten Hände von einander, strich sich das Haar aus dem Gesicht zurück und rannte so schnell den Corridor hinab, daß der Offiziant der darauf durchaus nicht gefaßt gewesen, weit zurückblieb. Ein anderer jedoch, der eben aus dem Gerichtshofe ihr entgegenkam, faßte sie beim Arme, als sie bei ihm vorbeiwollte.

„Nicht so rasch, mein kleines Vögelchen, nicht so rasch! Es gehören raschere Flügel dazu, als Du hast, um aus diesem Käfig zu entwischen."

Julie schaute den Mann athemlos vor Furcht an.

„Warum haltet Ihr mich? Warum darf ich nicht fort?" keuchte sie.

„Weil Du Arrestantin bist, Kleine."

„Aber ich habe ja nichts gethan!"

„Ja, wer hierher kommt, hat in der Regel nichts gethan," sagte der Mann mit verächtlichem Lächeln. „Nirgends giebt es so viel Unschuldige, wie hier."

Während der Mann dies sagte, faßte er sie fester und zog sie mit sich fort.

Das arme Mädchen zuckte vor Schmerz zusammen.

„Ihr thut mir weh," sagte sie leise.

„So?" entgegnete der Mann, den dieser schmerzliche Ton doch zu rühren schien. „Das war nicht meine Absicht, aber freilich möchte es schwierig sein, ein kleines, zartes Ding wie Du bist, anzurühren, ohne eine Spur zurückzulassen. Na, weine nur nicht. Ich habe Dir nicht weh thun wollen."

„Das weiß ich. Deshalb weine ich auch nicht." antwortete das Mädchen, indem sie ihre Augen emporhob, aus welchen die großen Thränen herabrieselten wie Regen.

„Na, so gehe ruhig in die Weiberabtheilung. Man wird Dich nicht lange da behalten, wenn Du nicht vielleicht gestohlen oder so etwas dieser Art gethan hast."

„Gestohlen!" stammelte das Mädchen, „gestohlen." Ihre bleichen nassen Wangen erglüheten und ein leises, verächtliches Lächeln zitterte auf ihren Lippen.

Der Offiziant, dem sie entwischt war, kam jetzt hinzu. „Na komm," sagte er mit einiger Ungeduld, „ich kann hier nicht lange warten."

„Ich bin bereit," antwortete das arme Mädchen in verzagendem Tone, während sie den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Wenn ich einmal Gefangene bin, so führet mich fort. Aber was — was habe ich gethan?"

„Das geht mich weiter nichts an; das mache

mit dem Gerichtshofe aus. Ich habe mehr zu thun. Also komm rasch!"

Julie versuchte weiter nicht sich zu widersetzen.

Sie reichte dem Offizianten die Hand und er führte sie schnell weiter. Sie durchschritten den düstern gewölbten Gang und blieben vor einer vergitterten Thür stehen, durch welche das zitternde Mädchen unheimliche Gestalten in dem dämmerigen Zwielicht sich bewegen sah, welches in dem Gefängniß herrschte. Zwei oder drei abgezehrte grimmige Gesichter schauten durch die Stangen des Gitters. Das eine war das einer Negerin, welches die Spuren manches Straßenkampfes trug und mit seinen roth unterlaufenen Augen das unschuldige Geschöpf betrachtete, welches das Gesetz ihr zur Gefährtin gab.

„Zurück — zurück mit Euch!" befahl der Offiziant, indem er mit den Schlüsseln an das Gitter schlug. „Eure Fratze erschreckt das arme Kind!"

Die Gesichter fuhren, trotzig die Zähne fletschend, zurück und stimmten ein heiseres Gelächter an, welches Julien mit Schaudern erfüllte. Sie schmiegte sich dicht an den Mann an und hielt sich an seine Kleider fest, während er den schweren Schlüssel herumdrehte und die Thür halb aufstieß. Julie erblickte einen großen Saal mit gähnenden Zellen auf der einen Seite und von einem düstern Lichtschein erhellt, in welchem abenteuerliche, dämonische Gestalten sich rastlos hin und her bewegten oder regungslos an den Wänden

saßen. Sie fuhr zurück und klammerte sich verzweifelt an ihren Führer.

„O Erbarmen! Erbarmen! nicht hier herein!“ rief sie bleich und schaudernd.

Der Mann hob sie in seinen Armen in die Höhe und setzte sie innerhalb der Thür auf den Fußboden nieder. Sie hörte das Klirren der Schlüssel und das Vorschieben eines schweren Riegels. Sie sah den Schatten dieses ihres letzten Freundes durch das Gitter fallen und setzte sich dann in stumpfer Verzweiflung auf eine hölzerne Bank, lehnte ihre kalte Wange an die Wand und schloß die Augen. Die Thränen drängten sich durch diese langen, dunkeln Wimpern und rollten eine nach der andern in schweren Tropfen über ihr Gesicht. Ihre Arme hingen kraftlos herab und die ganze Energie ihres jungen Lebens schien gänzlich niedergeworfen zu sein.

Der Saal war voll von Frauenzimmern jedes Alters und jedes Gepräges, welches Laster oder Leiden dem Gesicht aufdrücken kann. Einige, alt und im Verbrechen ergrauet, standen von fern und betrachteten das bekümmerte Mädchen mit ihren kalten erbarmungslosen Augen; andere, jünger und weniger abgestumpft, sammelten sich um sie herum und machten allerhand Bemerkungen über sie, theils spöttisch, theils mit einem Anflug von Mitleiden. Schwarze und Weiße, alle drängten sich um die Bank, auf der sie saß und ließen ihren heißen Athem ausströmen, bis

es ihr ganz übel ward, als ob die Zweige eines Upasbaumes sich über sie neigten.

„Sie ist krank, sie wird ohnmächtig," rief eine der Frauen. „Holt Wasser!"

„Ach lieber gar Wasser," rief eine Andere. „Wenn wir einen Tropfen Branntwein hätten! aber was soll denn Wasser helfen?"

„Es ist Delirium — seht nur, wie sie zittert," rief eine Dritte kichernd und den Kopf emporwerfend.

„Nein, das glaube ich nicht. Sie ist zu jung — zu schön!"

„Ach, geht weg — mich werdet Ihr die Symptome nicht kennen lehren," unterbrach die Erstere mit heißem Gelächter. „Bin ich nicht auch jung — bin ich nicht auch schön? Wer will sich unterstehen, mir das zu widerlegen? Und habt Ihr mich nicht auch heulen und rasen hören, als mich das Delirium packte?"

„Dies geschah, weil der Doctor Branntwein verordnet," unterbrach sie eine schlaublickende Mulattin, welche die Arme kreuzte und den Kopf schelmisch auf die Seite neigte. „Wenn diese Medizin kommt, dann bist Du gleich still."

Auf diese Antwort folgte ein allgemeines Gelächter, in welches die Verspottete selbst einstimmte, bis ihr die Thränen die Wangen herabliefen.

Mitten unter diesem Ausbruch roher Heiterkeit

war Julie wie ein verwelktes Blatt auf der Bank umgesunken. In diesem Augenblick kam die unförmliche Negerin, welche Julien am Gitter so erschreckt hatte, aus einer Zelle am obern Ende des Saales mit einem blechernen Becher voll Wasser in der Hand auf die Gruppe zu.

Wäre ein Teufel aus der Hölle emporgestiegen, um ein gutes Werk zu üben, so hätte er kaum einen seltsameren Anblick gewähren können, als dieses häßliche Geschöpf, welches einem menschenfreundlichen Impulse folgte. Sie kam so rasch herbei als ihre nackten, in alten niedergetretenen Schuhen steckenden Füße sich bewegen konnten. Ihr Anzug hing in Fetzen von schmuzigem, verschossenem Kattun um ihre riesigen Glieder, während sie auf der einen Seite auf den Steinplatten des Fußbodens hinschleppten und auf der andern hoch über ihre plumpen Knöchel emporgehalten wurden.

Die Frauen machten Platz, als die Negerin herankam, so daß sie das ohnmächtige Mädchen sehen konnte.

„Na, was habt Ihr denn mit ihr gemacht? Warum drängt Ihr Euch so an sie heran? Habt Ihr nicht gesehen, daß ich sogleich Gefallen an ihr fand, ehe sie noch hereinkam? Laßt sie ungestört. Ich bedarf ein Schooßkind und sie ist mein.“

„Euer! Euer Gesicht war es ja eben, worüber sie sich so entsetzte. Ihre Lippen sind ganz weiß,

seitdem sie Euch gesehen," antwortete das Weib, welches so eifrig Branntwein empfohlen und trotz der furchtbaren Negerin sich nicht vom Platze verdrängen ließ. „Gebt mir das Wasser und packt Euch."

Die Negerin stieß das Weib mit überlegener Kraft beiseite, kniete dann neben dem besinnungslosen Mädchen nieder und benetzte ihr die Stirn mit dem Wasser. Julie rührte sich nicht. Ihr Gesicht blieb todtenbleich. Ein leichter blauer Schimmer umgab ihre Lippen und Augen; ihre kleinen Hände sanken auf den steinernen Fußboden herab und ihre Füße fielen schwerfällig von der Bank herunter. Diese Position war — noch mehr als selbst das stille bleiche Gesicht — furchtbar wie der Tod.

„Ruft einen Schließer," riefen ein halbes Dutzend Stimmen. „Sie hat sich zu Tode geängstet."

„Ruft lieber den Doctor!" riefen wieder Andere. „Es gehört ein Arzt dazu, um sie aus dieser Erstarrung wieder zum Leben zu bringen."

„Wir wollen keinen Doctor!" rief die alte Negerin heftig. „Der würde es ein Tremens nennen und ihr Branntwein oder Laudanum geben. Ich sage Euch, von dieser Art ist sie nicht. Ich glaube nicht, daß jemals ein Tropfen Branntwein über ihre Lippen gekommen ist."

Wieder stimmten mehrere der Gefangenen ein heiseres Gelächter an.

Die Negerin spritzte eine Hand voll Wasser über das arme Gesicht, über welches dieses Gelächter hindröhnte, gleich den Orgien von Dämonen um ein Sterbebette. Sie richtete sich auf ein Knie empor und betrachtete die Spötterin mit grimmigem Blicke.

Niemals in meinem Leben habe ich eine Seite durch profane Worte entweiht, selbst dann nicht, wenn ich eine profane Person zu schildern hatte, und niemals habe ich den Namen Gottes unehrerbietig in den Mund eines erdichteten Charakters gelegt. Eher wollte ich einen Fluch auf meiner eigenen Seele brennen fühlen, als einen an einer Stelle niederschreiben, wo tausend Seelen damit bekannt werden würden, die sich vielleicht durch ihr Vertrauen zu dem Autor verleiten ließen, ihn ebenfalls zu gebrauchen. Selbst hier, wo profane Reden die gewöhnliche Sprache des Schauplatzes sind, will ich es lieber auf eine mattere Schilderung in meiner eigenen Redeweise ankommen lassen, als auch nur einen Augenblick lang die Regel eines ganzen Lebens übertreten. Und dennoch ward in diese Umgebung, deren Ausdrucksweise meine Feder sich wiederzugeben sträubt und unter Geschöpfe, welche durch das Laster zu einer Verworfenheit herabgesunken waren, die ich nicht schildern mag, dieses junge, unschuldige Wesen durch die Gesetze eines aufgeklärten Volks geschleudert. Als Julie wieder die Augen aufschlug, war jenes mit Narben bedeckte schwarze Gesicht, jetzt durch den Ausdruck der Theilnahme weniger ab-

stoßend gemacht, aber immer noch gräßlich, der erste Gegenstand, der sie begrüßte.

Das Weib hatte sich, wie ich schon gesagt habe, auf ein Knie erhoben. Der heilige Name Gottes erzitterte auf ihren dicken Lippen und bildete den Anfang eines Stromes von Schmähreden, in welchen sie sich unaufhaltsam zu ergießen begann.

„Ihr braucht nicht zu lachen, ich weiß es besser — fünfzigmal besser als irgend eine von Euch. Bin ich vielleicht nicht zum fünfzehnten Male hier? Bekomme ich etwa nicht jeden Sommer meinen Landsitz auf Blackwell's Island? Wie viel Mal seid Ihr denn schon hier gewesen, möchte ich fragen? Höchstens zwei, drei Mal. Was versteht Ihr denn vom Leben! Geht aus dem Wege. Sie fängt an zu schluchzen. Ihr sollt sie nicht wieder ersticken, das verspreche ich Euch. Das Wasser hat sie wieder zur Besinnung gebracht. Wer von Euch könnte wohl durch Wasser wieder aus einer Ohnmacht erweckt werden? Kommt einmal eine von Euch her und fühlt ihren Athem, süß wie eine Rose, feucht wie Thau. Ich sage Euch, dieses Kind hat in seinem Leben nichts Stärkeres genossen, als Brod und Milch."

Das Weib besiegelte diese Wahrheit mit einer Verwünschung ihrer selbst, bei welcher das junge Mädchen in die Höhe fuhr und sich umschauete, als ob sie sich von einer Schaar Dämonen umringt glaubte.

„Was giebst es? Fürchtest Du Dich?" sagte

die weiße Gefangene, welche früher gesprochen, indem sie sich über sie neigte.

„Packt Euch fort," sagte die Negerin mit einem abermaligen Fluche; „das Kind ist mein Liebling, sage ich Euch!"

Das entsetzliche Weib, welches selbst in seiner Freundlichkeit thierisch war, streckte den Arm aus und versuchte Julien an ihre Seite zu ziehen. Das arme Mädchen aber fuhr vor der Berührung schaudernd zurück und sank auf die Knie, indem sie sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt.

„Du fürchtest Dich wohl vor mir? wie?" schrie die Negerin, indem sie die Finger des Mädchens fast mit ihrem Munde berührte.

„Ja, ja!" rief Julie mit zitternden Lippen, während sie ihre Augen mit wildem Entsetzen auf das Weib heftete. „Ich fürchte mich!"

„Das ist also der Dank," sagte das Weib grimmig. „Ich habe sie erst wieder zur Besinnung gebracht und nun schaut sie mich an, als ob ich ein toller Hund wäre."

Julie bebte zurück vor dem Blicke, von welchem diese Worte begleitet waren. Dies erbitterte ihre häßliche Freundin nur um so mehr und sie ergriff eine der beiden kleinen Hände und riß sie von dem Ohre hinweg, in welches sofort ein neuer Strom von Flüchen und Verwünschungen drang.

„O thut das nicht, ich bitte Euch! es ist furchtbar, so zu fluchen!“

„Fluchen! Ich habe nicht geflucht — mit keinem Worte. Ich habe ja eben um Deinetwillen die ganze Zeit Milch und Honig geredet. Frage alle diese Damen hier, ob es nicht wahr ist!“ sagte das Weib, indem sie mit der Miene des zuversichtlichsten Selbstvertrauens an ihre Mitgefangenen appellirte, denn die Redeweise, vor welcher Julie zurückbebte, war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden, daß sie es selbst nicht wußte.

Ein spöttisches Gelächter war die Antwort auf die sonderbare Berufung und ein Dutzend Stimmen gaben die ironische Versicherung, daß hier jedenfalls ein Irrthum obschwebe, und sagten:

„Nein, nein! die alte Mag hat in ihrem Leben nicht geflucht!“

Von dem Tumulte gepeinigt und fast bis zum Wahnsinne getrieben, konnte Julie sich kaum enthalten, nach Hülfe zu rufen. Sie fuhr auf, eilte mit einem verzweifelten Sprunge an der Negerin vorüber und taumelte nach der vergitterten Thür. Es schien ihr unmöglich, in der Mitte dieser verworfenen Wesen Athem zu schöpfen.

„Mama! Mama!“ rief eine sanfte Stimme aus einer der Zellen und als Julie sich umsah, erblickte sie den Kopf eines Kindes, welches sich begierig und von

dem Ausdrucke freudiger Ueberraschung strahlend vorwärts neigte.

Julie stand still, streckte ihre beiden zitternden Hände aus und trat in die Zelle, durch ihre Thränen lächelnd, als ob ein Engel gerufen hätte.

Das Kind erhob sich von dem Fußboden, auf welchem es mit Händen und Füßen herumgerutscht war, strich sich das blonde, trotz der Vernachlässigung schön lockige Haar mit seinen schmutzigen dicken Händchen zurück und schauete die Eindringlingin mit dem sprachlosen Ausdrucke getäuschter Erwartung an. Julie sah dies und der Muth entsank ihr wieder.

„Also mich wolltest Du nicht," sagte sie, indem sie ihre Hand zitternd auf die Schulter des Kindes legte. „Du bist wohl böse, daß ich hereingekommen bin?"

„Ja," antwortete der Knabe und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Ich glaubte, es wäre Mama. Es war finster und ich konnte nicht sehen, aber es schien mir, als wärest Du Mama."

Julie bückte sich und küßte das Kind. In diesem düstern Lichte war es schwer zu sagen, welches von diesen beiden Gesichtern das engelgleichste war.

„Aber ich liebe Dich. Ich freue mich, Dich zu sehen," sagte sie in so freundlichem Tone, daß der kleine Knabe durch seine Thränen hindurchlächelte. Er schaute sie lange und unverwandt an, schmiegte sich dann an sie und sagte: „Ich bin Dir auch gut."

Es stand ein schmales Bett in der Zelle und Julie setzte sich darauf nieder und hob den Knaben auf das Knie. Bald fühlte sie, wie ein kleiner Arm sich um ihren Hals stahl und eine warme Wange sich an die ihrige legte. Das unschuldige Gemüth des Kindes verschmolz sich mit dem des Mädchens, so wie Blüthen in einer fremden Atmosphäre sich vielleicht an einander lehnen.

„Sperrt man denn hier auch Kinder ein? Wie bist Du denn hierhergekommen, lieber Knabe?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete das Kind seinen Kopf schüttelnd.

„Bist Du denn allein hierhergekommen?“

„O nein, sie kam auch mit.“

„Wer denn — Deine Mama?“ fragte Julie, die ein so inniges Interesse an dem Kinde fühlte, daß sie für den Augenblick ihren eigenen Kummer vergaß.

„Nein, die nicht. Die Leute nennen sie meine Mama, aber sie ist es nicht. Komm einmal her und ich will sie Dir zeigen.“

Er zog Julien nach dem Eingange und zeigte mit dem Finger auf ein Frauenzimmer, welches nicht weit davon an einem Ofen kauerte. Es lag etwas so Malerisches in den kecken, römischen Gesichtszügen dieser Frau, daß dadurch Juliens Aufmerksamkeit sofort gefesselt ward. Der große Kopf war mit einer üppigen Fülle schwarzen Haares bedeckt, welches hinten leicht zusammengebunden war und in unregelmäßigen

Locken über die Wangen fiel. Die stolzgebogene Nase, die breite Stirn, das Kinn, mit seinem großen korallenrothen Munde verlieh diesem Kopfe als er sich mit der Seite dem Lichte zugekehrt ein wenig abwärts neigte, den Effect eines alten Gemäldes, welches ohne wirkliche Schönheit zu besitzen doch die Erinnerung verfolgt, wie ein unvergessenes Verbrechen.

Diese Frau hatte offenbar eine Beschädigung an der Stirn erlitten, denn ein scharlachrothes seidenes Tuch war darüber und hinten mit den Zipfeln in die Haarflechten hineingebunden, die außerdem über ihren Hals und ihre Schultern herabgefallen sein würden.

Ihr Anzug von blauem Barége war einst elegant gewesen, sah aber jetzt verschossen und beschmutzt und mit dem halb heruntergerissenen Falbeln und den mit Stecknadeln zugesteckten Ritzen und Löchern sehr armselig aus. Jede Falte verrieth jene Armuth, die sich noch in Lumpen zu putzen sucht, und dadurch einen erst recht widerwärtigen Eindruck macht.

Ein gelb eingebundenes, beschmuztes und zerrissenes Buch lag aufgeschlagen auf dem Schooße dieses Weibes und indem sie ihre großen vollen Arme locker über der Brust verschränkt hielt, neigte sie sich mit einem gierigen Blicke darüber, welcher ihre unmoralische Denkungsweise zur Genüge verrieth. Man sah, wie ihre schwarzen Augen unter den dunkeln Wimpern funkelten, wenn sie ungeduldig ein Blatt umwendete, oder durch den sie umtobenden Lärm belästigt ward.

Man konnte dieses Weib keinen Augenblick betrachten, ohne den Einfluß zu fühlen, den ein starker Charakter, selbst in der Ruhe, auf das Gemüth ausübt. Ein durchdringender Verstand und starke Leidenschaften — der eine gänzlich ungeschult, die andern zügellos und wild — verriethen sich in jeder Wellenlinie ihrer sinnlichen Person und in jedem Zuge ihres Gesichts.

Als Julie mit dem einen Arme das Kind umschlungen haltend in der Thür der Zelle stand, blickte das Weib zufällig auf und begegnete den schönen Augen, die so unverwandt auf sie geheftet waren. Sie erwiderte den Blick mit einem durchdringenden dreisten Stieren, welches Julien mit Bangigkeit erfüllte, während sie doch zugleich nicht im Stande war, ihren Blick abzuwenden.

Das Weib schien sich zu ärgern, daß Julien nicht ihr Blick sofort zurückschreckte. Das Buch in der einen Hand zusammendrückend, stand sie auf und kam näher, indem sie sich durch ihre Mitgefangenen mit jenem schwankenden Gange bewegte, in welchen das Laster das verwandelt, was ursprünglich Grazie war.

So kam sie mit einem Fluche auf den Lippen auf Julien zu und fragte, weshalb sie sie so ansähe?

Julie antwortete nicht, sondern drückte den Knaben fest an sich, der sich ebenfalls an sie schmiegte und offenbar durch die drohende Haltung und die grimmi-

gen Blicke erschreckt ward, die er durch seine Dreistigkeit hervorgerufen.

„Komm her, Du Strick," rief das Weib, indem sie ihn am Arme faßte und ihn heftig durch die Zellenthür schleuderte. „Wie kannst Du Dich unterstehen, ohne meine Erlaubniß mit Jemandem zu sprechen? Gleich komm her oder ich zerschlage Dir alle Knochen."

Mit einem einzigen Rucke, so daß der Knabe sich im Kreise herumdrehte, schleuderte sie ihn auf ihren alten Sitz, setzte sich wieder, drängte den Knaben zwischen sich und den heißen Ofen, und setzte den einen Fuß, der durch den schmutzigen und zerrissenen weißen Atlaspantoffel hindurchlugte, ihm auf den Leib, um ihn nicht wieder entwischen zu lassen, während sie in ihrem französischen Romane weiter las.

Der arme kleine Bursche neigte den Kopf, ließ seine hübschen kleinen Hände auf den Fußboden sinken und saß regungslos und furchsam da, wie ein himmlischer Cherub unter dem Fuße eines Dämons. Einmal sträubte er sich ein wenig und machte einen Versuch, fortzukriechen, denn die von der vor ihm stehenden ungeheuern Eisenmasse ausströmende Hitze war unerträglich geworden. Das Weib gab, ohne ihre Augen von dem Buche wegzuwenden, dem Knaben mit einem wilden Fluche einen Schlag auf die Schulter und befahl ihm, sich ruhig zu verhalten. Der arme Knabe wagte nicht wieder, sich zu bewegen, obschon

sein Gesicht, sein Hals und seine kleinen Arme von der Hitze scharlachroth wurden und der Schweiß wie Regentropfen auf seiner Stirn stand und sein goldenes Haar, ja sogar seine Kleider durchnäßte. Er hob seine furchtsamen bittenden Augen zu dem harten Antlitze über ihm auf, aber dieses war begierig auf eine jener frivolen*) Erzählungen geheftet, womit Eugen Sue die Welt zu ihrem Fluche beschenkt hat, und der unschuldige Kleine bebte vor diesem Ausdrucke eben so zurück, wie vor der Hitze. Nun traten ihm die Thränen in die Augen und er wendete sie mit einem Blicke wehrlosen Jammers auf Julien, die ihn mit unaussprechlichem Mitleide betrachtete.

Diesem Blicke konnte Julie Warren nicht widerstehen. Sie war jetzt nicht mehr furchtsam. Das Gefängniß war vergessen; ihre Seele war erfüllt von Mitgefühl für das einzige Wesen, welches hilfloser war als sie selbst und welches sie vielleicht die Macht zu beschützen hatte. Sie ging langsam auf die Frau zu und berührte sie am Arme. Das Mitleiden verlieh Julien jenes Zartgefühl, durch welches edelmüthige Triebe erst die wahre Weihe erhalten.

„Entschuldigen Sie, Madame, lassen Sie doch den Knaben noch ein wenig bei mir bleiben; ich will darauf sehen, daß er sich ganz ruhig verhält, während Sie lesen.“

Das schüchterne Wesen, der sanfte süße Ton, in welchem dies gesprochen ward, berührte den Sinn wie

*) kaum so frivol, wie diese! und nicht so abgeschmackt —

eine Handvoll frisch gepflückter Veilchen. Die Frau hatte einst auch geliebt, was rein war und diese Stimme ermunterte ihr Herz, als ob ein Strom wohlduftender Luft hindurchgezogen wäre. Sie blickte plötzlich auf, heftete ihre großen kecken Augen auf das Mädchen und schien sich eben so sehr über ihre Liebenswürdigkeit zu wundern, wie über den Muth, mit welchem sie es wagte, sie anzureden.

Julie ertrug diesen Blick mit sanfter Ergebung, aber sie konnte sich nicht enthalten, ihre Augen nach dem Knaben schweifen zu lassen, welcher, indem er ihr Kleid mit der einen Hand ergriff, sein Gesicht in den Falten verhüllte.

„Wie kommst Du hierher?“ fragte das Weib in rauhem Tone.

„Ich weiß es nicht,“ war die schüchterne Antwort.

„Du weißt es nicht! Dummes Zeug. Was hast Du denn gethan?“

„Nichts!“

„Nichts!“ wiederholte das Weib mit beleidigendem Gelächter, „also Du bist nicht so unschuldig, wie Du aussiehst; verstehst Dich auf's Leugnen — hast nichts gethan! Ich gebe niemals diese Antwort, ich verachte es — ich habe stets den Muth, zu gestehen, was ich den Muth gehabt, zu thun; das ist originell und es gefällt mir. Nimm meinen Rath an, Mädchen, gestehe die Wahrheit und beschäme den — den alten Herrn. Er ist ein ganz vortrefflicher Freund

von mir, aber ich liebe es, den alten Burschen dann und wann aus der Fassung zu bringen. Die Andern thun es niemals; nicht eine einzige hat in ihrem Leben ein Verbrechen begangen — sie sind lauter Unglückliche, weiter nichts."

„Wollen Sie mich nicht den Knaben von hier fortführen lassen?" sagte Julie mit bittendem Lächeln; „sehen Sie nur, er kann es vor Hitze nicht mehr aushalten!"

Die Frau blickte den Knaben scharf an, hob den Fuß ein wenig, drückte ihn aber dann wieder nieder und zog ihn und zugleich den Knaben näher an sich, widersetzte sich aber Juliens Versuch, ihn zu befreien.

„Jetzt nicht! der Knabe ist mein; ich will ihn so gottlos machen, als ich Lust habe, aber er soll sich nicht unter den Gefangenen herumtreiben."

„Sind Sie wirklich seine Mutter?" sagte Julie.

„Ja, ich bin wirklich seine Mutter," lautete die spöttische Antwort; „was hast Du dagegen?"

„Nichts, nichts — nur sollte ich meinen, Sie würden ihn nicht gern hier lassen wollen."

„Und Deine Mutter — warum läßt diese denn Dich hier?"

„Ich habe keine Mutter!" sagte Julie in einem so traurigen Tone, daß er selbst auf das harte Gemüth ihrer Zuhörerin seinen Eindruck nicht verfehlte.

„Keine Mutter? Na, deswegen sei nur nicht traurig," sagte die Frau mit einem Anfluge leiden=

schaftlichen Gefühls. „Danke Gott dafür, wenn Du nämlich an einen Gott glaubst; sie wird Dir nicht mit ihrem erbärmlichen blassen Gesicht hierher folgen, sie wird nicht halb verhungern, um Dich vor Sünde zu bewahren — oder sterben — zollweise sterben — sage ich Dir, weil alles vergebens ist. Du wirst sie nicht in einen plumpen hölzernen Sarg hineindrücken und nach Potter's Field schaffen sehen und dabei fühlen — in Deinem innersten Herzen fühlen, daß Du sie dahingebracht hast. Danke Gott! Danke Gott, elendes Mädchen, sage ich, daß Du keine Mutter hast."

Die Frau war, indem sie sprach, aufgestanden, ihre imposanten Züge und ihre ganze Gestalt zitterten vor Leidenschaft. Die Thränen traten in ihre funkelnden Augen und gaben ihnen Feuer, Tiefe und Ausdruck. Sie hörte auf zu sprechen, sank wieder auf den Sitz nieder, bedeckte das Gesicht mit dem schmuzigen Roman und schluchzte laut.

Der von dem Gewicht ihres Fußes befreite Knabe stand auf und erzitterte vor dem Sturm ihrer Worte; als sie aber niedersank und zu weinen begann, fingen seine Lippen an zu beben, seine kleine Brust sich zu heben, und indem er den Schemel erkletterte, auf welchen seine Mutter niedergesunken war, bog er sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

Dieser Engelkuß fiel auf ihre Stirn wie ein Thautropfen; sie warf das Buch weg und schlang ihre Arme um das Kind.

„Siehe!“ rief sie mit wildem Schluchzen, indem sie ihr thränenfeuchtes Antlitz nach dem Mädchen herumwendete; „er hat eine Mutter, schaue sie an und wage dann noch zu trauern, daß Du keine hast.“

„Aber ich habe einen Großvater und eine Großmutter, die mich eben so lieben, als wenn ich ihr eigenes Kind wäre,“ sagte Julie, durch den Seelenschmerz des Weibes auf das innigste ergriffen.

„Und wo sind diese?“

„Mein Großvater ist hier?“

„Hier! wie kommt das? Wessen ist er angeklagt?“

Juliens Lippen wurden bleich, als sie das Wort „Mord“ aussprach. Selbst das Weib schien sich vor der Nennung eines Verbrechens zu entsetzen, welches viel ernster war, als sie erwartet hatte.

„Aber Du — Du bist doch nicht auch etwa des Mordes angeklagt,“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

„Nein,“ sagte Julie unschuldig, „ich soll blos gegen ihn zeugen.“

Wiederum entquoll den Lippen des Weibes ein Strom grimmiger Verwünschungen — Verwünschungen gegen ein Gesetz, fast eben so scheußlich, als ihre eigenen Verbrechen. Julie bebte entsetzt vor diesen Lästerungen zurück. Das Kind stieg von dem Schemel herab und schmiegte sich weinend an sie an. Die Frau sah dies und that sich Einhalt.

„Also Du hast wirklich nichts gethan?“

Julie schüttelte den Kopf und lächelte wehmüthig.

„Ein schönes Land — schöne Gesetze, die ein unschuldiges Kind hierher schicken, damit es Lebenskenntniß einsammle und zwar unter Wesen, wie wir sind. O liebes Kind, es ist schade, daß Du nicht ein halbes Dutzend Mal im Zuchthause gewesen bist, denn dann würde eine ganze Menge menschenfreundlicher Leute bereit sein, Dich um jeden Preis zu bessern.“

Julie lächelte, weil sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Sie verstand nicht recht, was das Weib meinte.

„Es erbittert mich, Dich hier zu sehen,“ fuhr sie in heftigem Tone fort — „es ist eine Sünde — es ist eine Schande — aber ich werde Dich in meine Obhut nehmen. Es ist noch etwas Gutes in Dir. Mache Dich mit dem kleinen Bengel hier bekannt und mit sonst Niemanden. Bleib in Deiner Zelle und der Schließer wird dafür sorgen, daß Dich Niemand belästigt. Die Alte wird binnen Kurzem auch her kommen, sie wird Dir Mutter sein — sie ist eine Christin — eine echte, heitere, arbeitsame Christin. Ich glaube an diese Dinge, obschon ich es nicht allen Leuten gestehen möchte. Sie ist gütig, weil sie nicht anders kann, ohne ihrem Gemüthe Gewalt anzuthun. Mir gefällt diese Frau — es giebt kein Geschöpf hier, welches so schlecht wäre, daß es nicht Liebe gegen sie empfände.“

„Wann werde ich sie sehen?“ fragte Julie begierig nach diesem ersten Hoffnungsstrahle haschend.

„Morgen früh — vielleicht noch eher — ich weiß es nicht genau. Sie ist überall wo es etwas Gutes zu thun giebt. Aber komm, geh in meine Zelle — Du hast wahrscheinlich noch keine angewiesen erhalten — jetzt kommt die ganze Bande wieder hierher.“

Julie blickte auf und sah eine Menge Frauen von der Gitterthür herkommen, nach welcher sie durch ein Geräusch auf dem Corridor gelockt worden waren. Um nicht der entsetzlichen alten Negerin wieder zu begegnen, faßte sie rasch die kleine Hand, welche sich noch an ihre Kleider hielt und eilte schnell der Frau nach, welche in die Zelle trat, wo sie das Kind zuerst gesehen hatte.

Den Gefangenen machte Juliens Furcht offenbar großen Spaß und sie sammelten sich um den Eingang. Während aber Julie sich bleich und vor Angst keuchend auf das Bett setzte, drehete sich ihre Beschützerin herum und schlug den Neugierigen die eiserne Thür vor der Nase zu, so daß es wie der plötzliche Klang einer Glocke von Corridor zu Corridor schallte.

„Da,“ sagte sie mit einem Lächeln, welches auf einen Augenblick den Ausdruck der Wildheit aus ihrem Gesicht verdrängte, „nun will ich wohl sehen, wer von dieser Sippschaft sich erdreistet, uns zu nahe zu kommen. Mein Haus ist mein Schloß, und wenn es

in einem Gefängnisse wäre. Ich bin oft genug hier gewesen, um mein Recht zu kennen. Wenn das Gesetz Dich nicht vor dieser Bande schützt, so werde ich es thun!"

Es war wunderbar, welchen Einfluß das sanfte Mädchen über das verworfene Wesen gewonnen hatte, welches sie auf diese Weise in seinen Schutz genommen. Nachdem das Weib in die Zelle getreten, kam kein rohes oder profanes Wort wieder über ihre Lippen. Sie schien die Hälfte ihrer eigenen Ruchlosigkeit abgethan zu haben, als sie die Thür vor ihren Mitgefangenen zuschlug. Ihre großen, schwarzen Augen leuchteten von einer gewissen rohen Freude, als sie sah, wie der Knabe auf Juliens Schooß kroch und seinen Kopf an ihre Brust legte.

„Ihr scheint Euch recht zusammen zu passen," sagte sie, indem sie die schwarzen Massen ihres Haares aufband und die Flechten mit ihren Fingern aufzulösen begann, als ob die reinen Augen ihrer Gastin ihr Vorwürfe über den unsaubern Zustand ihres Haares machten. „Als ich noch ein kleines Mädchen war, hatten wir eine Menge wilde Rosen in einem Sumpfe in der Nähe des Hauses. Es ist sonderbar, ich habe seit zehn Jahren nicht daran gedacht; aber als ich Dich und das Kind hier beisammen sitzen sah, war es mir, als könnte ich die Hände ausstrecken und solche Rosen pflücken!"

Julie antwortete nicht, ihre Augen waren auf

den Knaben geheftet, welcher aufgehört hatte zu weinen und ruhig in ihren Armen lag, so ruhig, daß sie bemerkte, wie der Nebel der Schläfrigkeit seine Augen umflorte. Die Frau fuhr fort, ihr langes Haar schweigend auszustreichen. Nach einer Weile blickte Julie, welche die sanften, braunen Augen des Knabeu beobachtet, während die weißen Lider allmälig über sie herabsanken, wie die sich schließenden Blätter einer Blume, mit einem so reinen und heitern Lächeln in die Höhe, daß die Frau ohne es zu wissen, selbst mit lächelte.

„Er ist fest eingeschlafen," sagte Julie, indem sie die feuchten Locken von seiner Stirn zurückstrich. „Sehen Sie nur dieses Lächeln."

„Ich habe es belauscht, seitdem seine Augen sich zu schließen begannen."

Die Frau strich ihr Haar mit beiden Händen zurück und heftete ihre Augen mit einem gewissen Grade von finsterer Wehmuth auf den schlafenden Knaben.

„An meiner Brust schläft er niemals auf diese Weise ein," sagte sie mit bitterem Lächeln und in noch bittererem Tone. „Wie könnte er auch? Mein Herz schlägt zuweilen so laut, daß ich mich selbst davor entsetze. Ich möchte wissen, ob auf dem Aetna wirklich wilde Blumen blühen? Sollte es der Fall sein, warum sollte dann auch nicht mein eigenes Kind an meinem Herzen ruhen können?"

„Mein Großvater hat mir gesagt, daß wirklich Blumen um Vulkane herum wachsen," sagte Julie mit sanftem Lächeln, „es geschieht aber, weil das Feuer sie niemals erreicht; würden sie ein einziges Mal versengt, so müßten sie umkommen."

„Und mein Herz versengt Alles, was ihm zu nahe kommt — wolltest Du das sagen?" entgegnete die Frau mit einem Grade von Sanftmuth, der bei ihrer sonst so strengen und lauten Stimme ganz besonders auffällig war.

„Als Sie heute zornig waren, zitterte er; als Sie weinten, küßte er Sie," antwortete das Mädchen, indem sie sanft in das dunkle Antlitz ihrer Genossin schauete, deren wildes Gemüth dem moralischen Muthe, welcher von diesen jungen Lippen sprach, einen gewissen Grad von Achtung und Aufmerksamkeit nicht versagen konnte.

„Nun, wenn ich ihm nun auch Furcht einjage? Wir lieben das am meisten, was wir am meisten fürchten. Die menschliche Natur ist einmal so; wenigstens ist meine Natur so und die meines Kindes soll auch so sein," sagte die Frau, indem sie sich bemühete, die Einwirkung von sich fern zu halten, deren sie sich zu schämen begann.

„Und haben Sie wirklich jemals einen Menschen gefürchtet?"

„Habe ich wohl jemals einen Menschen ge- liebt?" war die Antwort, welche sie in so eindring-

lichem Tone gab, daß sie aus dem tiefsten Grunde eines Herzens heraufzutönen schien, wo sie seit Jahren geschlummert.

„Ich hoffe es, ich glaube es — lieben Sie nicht Ihr Kind?"

Die Frau warf die ganze Last ihres Haares mit einer ungestümen Handbewegung zurück und heftete, während ihr Gesicht in seinen vollen römischen Umrissen hervortrat, einen scharfen Blick auf das junge Antlitz, welches so unschuldig zu dem ihrigen aufschauete. Lang und forschend war dieser Blick. Die Schatten furchtbarer Gedanken flogen über dieses Gesicht. Einige Worte, vielleicht der Leidenschaft, vielleicht auch des Gebets — denn Bitterkeit, Gram und Reue, alles mischte sich in diesen Blick — zitterte unausgesprochen auf ihren Lippen. Dann warf sie plötzlich die Arme empor, fiel über das Bett und rief in bitterem Schmerze: „O mein Gott! mein Gott! kann ich niemals wieder werden wie sie!"

Achtes Kapitel.

Die drei alten Frauen.

„Wie befinden Sie sich, Madame? Brauchen Sie etwas von meiner Waare? Ganz herrliche Rüben — delikaten Spinat. Selerie, so frisch und weich, daß ihn ein Alderman nicht besser wünschen könnte — habe eben vor kaum einer halben Stunde fünf Bündel zu dem Souper der Rathsherren verkauft. Alles, was Sie hier bei mir sehen, ist frisch wie Quellwasser und duftig wie eine Rose. Zwei Bündel Selerie, Madame? Hier haben Sie. Brauchen Sie vielleicht sonst noch etwas? Wollen Sie nicht ein halbes Maas Kartoffeln mitnehmen? Sie sind delikat und platzen beim Kochen auf, daß es eine Lust ist. Also blos ein Maas? Sehr schön — ich danke Ihnen. Moosbeeren? Auch diese können Sie sehr schön haben.“

So ihre Waare anpreisend, geschäftig wie eine Biene und von guter Laune strahlend, stand unsere gute alte Hökerin in ihrer Gemüsebude auf dem Fultonmarkte. Es war am Morgen nach dem Tage, wo Julie Warren in's Gefängniß gebracht worden. Keine Kunde verließ ihre Bude, ohne die Last seines Marktkorbes um etwas vermehrt zu haben. Es lag in ihrer Erscheinung etwas so Gutmüthiges und Heiteres, daß

die Leute manchmal wider Willen stehen blieben, um ihre nett aufgestapelten Waaren in Augenschein zu nehmen, und wenn auch alle benachbarten Buden leer waren, so hatte Mrs. Gray doch jeden Morgen der Woche alle Hände voll zu thun.

An dem Tage, von welchem hier die Rede ist, war sie ganz besonders geschäftig gewesen, Kunden zu bedienen, herauszugeben und ihre Bude immer in schmucker Ordnung zu erhalten, wobei sie dann und wann einen gutmüthigen Scherz mit ihren Nachbarn austauschte oder eine Hand voll Gemüse in den Korb eines Bettlers warf.

Die Worte, mit welchen unser Kapitel beginnt, waren an eine ruhige alte Dame in tiefer Trauerkleidung gerichtet, welche einen kleinen geflochtenen Korb am Arme trug und an den verschiedenen Buden, an welchen sie vorüberkam, einige kleine Delikatessen auszusuchen schien.

„Moosbeeren! Ja wohl die schönsten, die Sie dieses Jahr gesehen haben, dick und groß wie Junikirschen. Da, schauen Sie selbst her."

Die gute Frau nahm, indem sie sprach, eine Hand voll der genannten Beeren und begann sie aus einer ihrer fetten Hände in die andere fallen zu lassen, wobei sie bald die Früchte, bald die stille Käuferin wohlgefällig anlächelte.

„Ja, sie sind sehr schön," sagte die alte Dame; „packen Sie mir ein kleines Maas voll sauber ein, sie sollen für einen Patienten."

Mrs. Gray sah sich in ihrer Bude nach Papier um, aber ihr Vorrath war erschöpft. Sie sah nichts als das Morgenblatt, womit sie sich zuweilen, wenn sie zwischen dem Kommen und Gehen der Kunden einen Augenblick Zeit gewann, beschäftigte. Heute Morgen

hatte sie zu viel zu thun gehabt, um auch nur einen Blick in das Blatt werfen zu können, da aber ihre Nachbarin ebenfalls kein Makulatur mehr zu haben schien, so ergriff sie das Zeitungsblatt und wollte die die Annoncen enthaltende Hälfte abreißen, als ihr Blick an einer der Columnen haftete. Sie hielt das Blatt in die Höhe und las begierig. Die hohe Röthe schwand von ihrer Wange und man konnte bemerken, wie eine schwache Bewegung die Ruhe ihrer Unterkehle störte — ein sicheres Zeichen einer ganz ungewöhnlichen innern Aufregung.

„Ihr vergeßt die Moosbeeren," sagte die Käuferin endlich, indem sie verwundert das Blatt betrachtete, welches in den Händen der Hökerin heftig zu rascheln begann.

Mrs. Gray schien sie nicht zu hören, sondern las mit immer höher steigender Aufregung weiter. Endlich setzte sie sich schwerfällig auf ihren Schemel nieder; ihre Hände, welche das Blatt immer noch fest hielten, sanken in ihren Schooß und sie schien ganz außer sich zu sein.

„Seid Ihr unwohl?" fragte die alte Dame, indem sie langsam um die Bude herumkam. „Ihr seid wohl über etwas erschrocken, was in dem Blatte steht?"

„Ja," antwortete die Hökerin, indem sie das Blatt in die Höhe hob und mit ihrem zitternden Finger auf den Artikel zeigte, den sie gelesen; „es ist mir ganz übel geworden; sehen Sie, ich kenne alle diese Leute und einigen davon bin ich recht gut gewesen. Es hat mir fast den Athem geraubt. Glauben Sie, daß es wahr ist?"

Die Dame streckte die Hand aus und las den Bericht über Mr. Leicester's Ermordung und Mr. War-

ren's Verhaftung bis zu Ende. Mrs. Gray schauete sie erwartungsvoll und fragend an und obschon das Gesicht der alten Dame weiß und ruhig war wie der kälteste Marmor, so schien es doch der guten Frau, als ob es sich um den Mund herum zusammenzöge und die Augen mühsam unterdrückten Schmerz verriethen.

„Glauben Sie es?" fragte Mrs. Gray und vergaß ganz, daß die Person, welche sie anredete, ihr völlig unbekannt war.

„Ja," antwortete die Dame mit sichtlicher Anstrengung; „ja, er ist todt!"

„Was! von jenem alten Manne ermordet? Das glaube ich nicht. Da müßte die Natur lügen!"

„Er starb einen gewaltsamen Tod," antwortete die Dame und zuckte wie vor Schmerz zusammen.

„Dann hat er sich selbst um's Leben gebracht," antwortete Mrs. Gray, indem sie ihre angeborene Energie einigermaßen wieder gewann; „das war ihm zuzutrauen."

„O, das verhüte Gott!"

Die alte Dame sprach diese Worte in leisem, keuchenden Tone, als ob Mrs. Gray's Aeußerung eine stille Befürchtung ihres eigenen Herzens bestätigte. Die gute alte Hökerin sah, daß ihre Worte für die Käuferin verletzend gewesen waren, und versuchte daher nicht weiter, ihre Behauptung zu begründen. „Dann muß Jemand anders der Thäter sein; der alte Mr. Warren ist es nicht gewesen; ich habe ihn allerdings nicht häufig gesehen, aber ich wollte mein Leben verwetten, daß er ein guter Mensch ist! Er hat an meinem Tische gesessen — bei'm Danksagungsfeste, Madame! Ich entsinne mich noch des Tischgebetes, welches er sprach — wie dankbar und demüthig war es, während doch ein so schöner Truthahn, wie nur je

einer von einem Scheunenhofe gekommen, ihn verlockte, sich kurz zu fassen und der Hunger ihm in jedem Zuge seines Gesichts geschrieben stand. Seit meinen Kinderjahren habe ich nicht ein solches Tischgebet gehört. Und dieser Mann soll einen Mord verübt haben! Das glaube ich nicht und wenn die ganze Geistlichkeit von New-York eidliche Aussage gegen ihn thäte."

Die alte Dame öffnete den Mund, um wieder zu sprechen, aber Mrs. Gray legte ihr plötzlich die Hand auf den Arm.

„Still! Sehen Sie dort die alte Frau, welche den Markt heraufkommt? Das ist seine Frau! — es ist Mr. Warren's Frau! — sehen Sie, wie bekümmert sie von einer Bude zur andern schaut — wahrscheinlich sucht sie die meinige. Ja, jetzt verklären sich auf einmal ihre Augen. Freunde in der Noth gehen tausend auf ein Loth, sagt das Sprichwort, aber sie weiß, wo sie sie zu suchen hat, sehen Sie."

Mittlerweile erblickte die verlassene alte Frau, die wie ein Gespenst den Markt heraufkam, die stattliche Gestalt mit dem freundlichen Gesichte, welches die Höferin stets zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit machte. Das bleiche Gesicht der Suchenden verklärte sich wirklich und sie machte sich Bahn durch die Leute, indem sie sie in ihrer rücksichtslosen Eile auf die Seite stieß. Mrs. Gray ließ ihre Käuferin an der Bude stehen und ging mit menschenfreundlicher Hast ein Stück den Markt hinab, während die schneeweißen Bänder ihrer Haube in der Luft flatterten und die breite Fläche ihrer Schürze bei der Schnelligkeit ihrer Schritte raschelte. Sie begrüßte Mrs. Warren freundlich, aber mit gedämpfter Stimme und führte, ohne die magere Hand, die sie gefaßt, los-

zulassen, die arme niedergebeugte Frau nach ihrer Bude.

„Da, hier setzen Sie sich auf meinen Stuhl,“ sagte sie, indem sie die welke Hand noch einmal sanft drückte, ehe sie sie losließ. „Ihr seid müde und außer Athem; weint nur immer zu, wenn Ihr wollt; ich werde mich vor Euch stellen!“

Die gute Frau hatte gleich gesehen, daß ihrer Besucherin die Thränen in die Augen traten — denn wenn Thränen in einem dankbaren Herzen eingeschlossen sind, so werden sie durch Güte hervorgerufen.

Und mit jenem angeborenen Zartgefühle, welches sich in allen ihren Handlungen aussprach, ließ sie die arme Frau ungestört weinen, indem sie sie durch die Brustwehr ihrer umfangreichen Person vor neugierigen Blicken deckte.

„Ach, die Moosbeeren! Ich habe Sie warten lassen!“ sagte sie zu der Käuferin, welche regungslos an der Bude stand und anscheinend auf Alles, was vorging, nicht achtete, wiewohl sie trotz dieser scheinbaren Apathie das lebhafteste Interesse daran nahm.

Die Dame fuhr bei dieser Anrede ein wenig zusammen und sah, ohne eine Antwort zu geben, Mrs. Gray zu, welche die Hälfte des zerrissenen Zeitungsblattes in eine Düte verwandelte und diese mit Beeren füllte. Sie nahm die Düte in Empfang, legte mechanisch ein Silberstück hin und wartete, was sie darauf herausbekommen würde. Alles dies geschah nach der Art und Weise eines Menschen, der aus Gewohnheit Alles gut besorgt, obschon das Leben für ihn alles Interesse verloren hat. Nachdem sie das Packet in Empfang genommen, blieb sie noch einen Augenblick stehen, näherte sich Mrs. Gray und flüsterte:

„Fragt sie, wo sie wohnt.“

Mrs. Gray sah sich um und bemerkte, daß das bleiche Gesicht immer noch niedergebeugt war und die Thränen davon herabrieselten, wie Regen. Sie lehnte sich vorwärts und flüsterte: „Wohnt Ihr noch in Eurer frühern Wohnung?"

„Nein," war die gebrochene Antwort, „ich könnte nicht allein dort bleiben, wenn auch der Miethzins bezahlt wäre. So aber würde man mich ohnehin nicht darin lassen."

„Nun wo wohnt Ihr denn? Wo ist Eure Familie?" sagte die Dame nach ihrer sanften Weise.

„Sie sind im Gefängniß; meine Wohnung ist die Straße."

„Aber wo schlaft Ihr denn?"

„Nirgends; seit man ihn mir genommen hat, ist mir noch kein Schlaf in die Augen gekommen," war die Antwort. „Ich wandle die ganze Nacht die Straßen auf und ab; es ist freilich manchmal etwas kalt, aber immer noch besser, als wenn man allein sitzt und seinen Gedanken überlassen ist."

„Sie wird mit mir nach Hause gehen," sagte Mrs. Gray zu ihrer Kunde und fuhr sich mit der Hand über die Augen, denn das sanfte Braun derselben ward feucht. „Natürlich wird sie es thun — ich kenne Sie nicht, Madame, aber es scheint mir, als ob Sie geneigt wären, diese arme, unglückliche Frau zu unterstützen. Sie bedarf Freunde und hat auf jeden Fall wenigstens einen, je mehr sie aber deren hat, desto besser ist es für sie."

„Wenn Ihr nur den Richter bereden könntet, daß er mich bei ihnen im Gefängniß bleiben läßt," sagte Mrs. Warren, indem sie demüthig und bittend zu der Dame aufblickte. „Eine bessere Wohnung als diese verlange ich gar nicht."

„Bei ihnen! sagtet Ihr nicht so?" fragte di Hökerin. „Wer ist denn außer Mr. Warren noch im Gefängniß? Doch nicht etwa Julie — mein kleiner Blumenengel — das will ich doch nicht etwa hoffen?"

„Ja, blos ich habe nicht mit hineingedurft!" antwortete Mrs. Warren mit dem Blicke der rührendsten Verlassenheit.

„Ich habe noch nichts davon gesagt!" rief Mrs. Gray, indem sie ihre Schürze abband, sie zusammenrollte und die Bänder mit einer Heftigkeit darum wickelte, die mit dieser einfachen Verrichtung in gar keinem Verhältniß stand — „ich habe noch nichts davon gesagt — aber ich schäme mich meines Vaterlandes — es ist eine Schande für die Menschheit. Ich wollte blos, Jakob wüßte es."

„Still!" sagte die Dame mit ihrer kalten leisen Stimme. „Es giebt Einen, der stärker ist als die Gesetze und dieses alles zuläßt, um seine eigenen weisen Absichten dadurch zu erreichen."

Mrs. Warren blickte auf. Ein mattes Lächeln zitterte über ihr Gesicht. „Ja, diese selben Worte sagte mein guter Mann auch."

„Er hat Recht! Ihr dürft nicht alle Hoffnung aufgeben — habt Glauben! habt Liebe!" setzte die Dame hinzu, indem sie sich von Mrs. Warrens trauernden Augen abwendete und die Hökerin anredete. „Ihr könnt nicht wissen, wie viele andere Leute aus diesem selben Grunde mit leiden. Wir müssen alle geduldig sein und unser Vertrauen auf Gott setzen."

Nachdem sie dies gesagt, entfernte sie sich und verlor sich unter der Menge. Die ruhige Würde ihres eigenen Kummers dämpfte die Entrüstung, welche Mrs. Gray gefühlt hatte. „Kanntet Ihr sie?" fragte sie tief aufathmend, als die schwarzen Gewän-

der verschwanden. „Man sollte glauben, sie hätte Kenntniß von der ganzen Sache.“

Mrs. Warren schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, sie hatte Recht,“ fuhr die Hökerin fort — „ich weiß, sie hatte Recht, aber wir können nicht immer den frommen Glauben empfinden, den sie uns empfahl; wenn wir das könnten, so gäbe es gar keinen Kummer. Wer trägt Bedenken, durch einen Fluß zu waten, wenn er gewiß weiß, wie tief das Wasser ist und während mit Blumen bedeckte Ufer herüberwinken? Aber wenn man sich in einen dunklen Strom stürzt, dessen Ufer durch Wolken verhüllt sind, während kein Stern sich in der schwarzen Fluth spiegelt — dann wird der Glaube auf die Probe gestellt. Doch das muß man sagen — sie spricht wie Jemand, der da weiß, was solche Dinge zu bedeuten haben. Faßt daher Trost, meine arme Freundin, der Fluß ist dunkel, die Wolken sind schwer, aber dennoch schlummert in dieser Finsterniß ein Schimmer von Gottes Barmherzigkeit. Giebt es nicht ein Lied — ich dächte, es gäbe eins — welches sagt: „Die Erde hat kein Leiden, das nicht der Himmel heilen kann.“

„Ach, wenn ich nur bei ihm bleiben dürfte,“ antwortete die arme alte Frau mit ihrem matten Lächeln, „dann könnte ich Glauben haben, denn das ist für mich der Himmel.“

„Ihr sollt ihn sehen — Ihr sollt von Morgen bis Abend bei ihm bleiben, wenn Ihr es gern wollt. Ich werde selbst an den Gerichtshof gehen. Ich will den Alderman verfolgen wie ein Stellenjäger, bis man Euch hineinläßt. Ich werde es thun, ja, ich werde Jakob aufsuchen, der kann Alles durchsetzen; Ihr habt Jakob nie gesehen — meinen Bruder Jakob, der ist der rechte Mann, wenn es an diesen Ge=

richtshöfen etwas auszumachen giebt. Stark wie ein Löwe, ehrlich wie ein Haushund, hat er die Hälfte seines Lebens in fremden Ländern zugebracht. In zehn Minuten weiß er mehr, als seine Schwester in einem ganzen Jahr und versteht etwas in Ordnung zu bringen, ehe man sich umsieht. Euer Mann ist unschuldig — so unschuldig wie ich — wir müssen es beweisen, das ist Alles, was wir zu thun haben."

Mrs. Warren sprach nicht den Dank in Worten aus, welcher in allen Zügen ihres Gesichts geschrieben stand, doch ergriff sie die Hand, welche Mrs. Gray auf die ihre legte und drückte sie an ihre Lippen.

„Na, faßt nur Muth und laßt uns überlegen, wie wir die Sache anzufangen haben. Wenn nur Jakob da wäre, oder auch mein Neffe, Robert Otis, der wäre doch besser als Niemand."

„Ich danke Dir, Tante Gray, ich danke Dir tausendmal für diese Würdigung des bescheidenen Verdienstes," sagte dicht neben ihr eine Stimme, deren Heiterkeit offenbar eine etwas erzwungene war.

Mrs. Gray drehete sich mit einer Schnelligkeit herum, welche das Gleichgewicht ihrer stattlichen Person zu gefährden drohte.

„Robert — Robert Otis!" rief sie, als sie den schönen Jüngling erblickte, welcher mit ausgestreckter Hand dastand und den warmen Willkommen erwartete, auf den er hier stets rechnen konnte. „Ich wünschte Dich so eben herbei — die arme Mrs. Warren auch. Du erinnerst Dich wohl noch ihrer Enkelin — sie ist in Noth — in großer Noth!"

„Ja, ich weiß es," sagte der junge Otis, als er den peinlichen Ausdruck dieses welken Antlitzes bemerkte. „Ich bin im Gefängniß gewesen."

„Haben Sie ihn gesehen? Durften Sie hin-

ein?" rief Mrs. Warren und begann zu zittern. „O, sagen Sie mir, wie er sich befand — vermißte er mich sehr? War er besorgt um sein armes Weib?"

„Ich kam zu zeitig und man ließ mich nicht hinein," entgegnete der junge Mann, indem er seine schönen, mitleidigen Augen auf die alte Frau heftete; „von einem der Schließer aber erfuhr ich, daß Euer Mann gefaßter sei, als ein Gefangener in der ersten Nacht seiner Haft sonst zu sein pflegt."

Die alte Frau sank mit einer Miene schüchterner Enttäuschung auf ihren Sitz zurück.

„Und Julie, meine Enkelin — erkundigten Sie sich auch nach dieser?"

Robert's Gesicht veränderte sich; es lag etwas Unsicheres in seiner Stimme, als er antwortete; eine zärtliche Erinnerung schien ihn verlegen zu machen.

„Ich habe sie gesehen!"

„Sie haben sie gesehen? Wie sah sie denn aus? Was sagte sie denn?"

„Ich bekam Erlaubniß, mit Mrs. Foster, der Aufseherin, zu sprechen, die eine sehr vortreffliche und freundliche Frau ist; es war aber noch zu zeitig, um Zutritt in die Zellen selbst zu erhalten und deshalb sah ich Eure Enkelin nur durch das Gitter."

„War sie krank? — weinte sie? — war sie blaß?"

„Blaß war sie allerdings, aber ruhig und still wie ein Engel im Himmel."

„O sie ist auch wirklich ein Engel, diese gute Tochter."

„Sie führte einen kleinen Knaben in dem Gange auf und ab, — es war ein schönes Kind und er hielt seine ruhigen sanften Augen auf die ihrigen geheftet, so wie wir zuweilen einen Hund seinen Herrn betrachten sehen. Ich konnte nur einen kurzen Blick hineinwerfen und ging dann wieder fort."

„Sie schien also nicht außer sich zu sein?" fragte die alte Frau.

„Das könnte ich nicht sagen. Ihre Augen waren trübe, als ob sie während der Nacht viel geweint hätte, aber sie war ruhig, als ich sie sah."

„Würde man mich sie wohl eben so sehen lassen, wie Sie sie gesehen haben, wenn ich mich verbindlich machte, kein Wort zu sprechen?"

„Es liegt kein Grund vor, weshalb Ihr nicht mit ihr sprechen solltet und mit Eurem Manne dazu. Wenn die Schließer sich weigern, so hole ich die Erlaubniß bei dem Sheriff."

„Glauben Sie wirklich, daß das geht? Kann ich sie heute sehen?"

„Seid nur ruhig; Ihr werdet sie binnen wenigen Stunden sehen," entgegnete der junge Mann. „Eure Enkelin wenigstens wird hoffentlich in Freiheit gesetzt werden und dies ist es, weswegen ich Dich aufgesucht habe, Tante."

„Ich freue mich, daß Du gekommen bist, Neffe," antwortete die Hökerin. „Ich wollte den armen Leuten gern behülflich sein, wußte aber nicht, wie ich es anfangen sollte. Ich verstehe von diesen Gerichtsgeschichten gerade so viel, als eine junge Gans. Sie kosten eine Menge Geld, das kann einem Jeder sagen, aber wie und wofür es verwendet wird, das ist eben die Frage, die ich beantwortet zu sehen wünsche."

„Na, Tante, das Erste, was wir, glaube ich, zu thun haben, ist, daß wir die Enkelin der armen Frau aus jenem schrecklichen Aufenthalte erlösen. Ich sage Dir, mir erstarrte fast das Blut in den Adern, als ich sie unter solchem Gesindel sah."

„Ja, ja, aber wie kann das geschehen?"

„Du mußt vor Gericht gehen und Caution für

ihr Erscheinen stellen, das heißt, Du machst Dich verbindlich, fünfhundert Dollars an den Schatz zu zahlen, wenn dieses junge Mädchen bei dem Verhör ihres Großvaters zu erscheinen verfehlt. Kommt sie, so bist Du aller Verbindlichkeit enthoben, kommt sie aber nicht, so muß das Geld bezahlt werden."

„Du glaubst, sie käme nicht! Da hätte ich doch besser von Dir gedacht, Neffe. Wie kannst Du nur so etwas sagen? Habe ich ihr nicht Obst auf Credit gegeben? Habe ich nicht erst noch diesen Monat die Hälfte der Blumen in Dunlap's Treibhause durch sie entnommen? Robert, Robert, die Welt verdirbt Dich. Wie kannst Du nur reden als ob dieses Mädchen — ich liebe sie, als ob sie meine eigene Nichte wäre, Robert — wie kannst Du nur im Beisein ihrer armen Großmutter die Vermuthung äußern, daß sie ihr Versprechen nicht halten würde!"

War es diese Zurechtweisung, was dem jungen Manne das Blut in die Wange emportrieb oder war es das Wort, „Nichte," welches so liebreich den Lippen der alten Hökerin entfiel? Das erstere konnte es nicht sein, denn ein freundliches Lächeln verklärte die Röthe und dies wäre in Folge eines, wenn auch gut gemeinten Vorwurfes gewiß nicht geschehen.

„Du kannst nicht mehr Vertrauen zu ihr besitzen als ich, liebe Tante Gray," sagte er, „aber ich hielt es für meine Pflicht, Dir die Verantwortlichkeit klar auseinander zu setzen."

„Das war recht — so verlangt man es von einem Geschäftsmanne. Du mußt mir ein Wort zu Gute halten, Neffe," rief die gutmüthige Frau, indem sie die Hand des jungen Mannes schüttelte, bis sein Gesicht von der Bewegung nochmals erröthete. „Tante Gray war stets eine alte Närrin, die immer Fehler

sieht, wo keine sind und sich auf alle Weise lächerlich macht, aber laß sie nur schwatzen, sie wird natürlich die nöthige Caution für das arme Kind stellen; wie viel wird aber wohl für den alten Mann verlangt werden?"

„Ich fürchte, es wird Dir nicht möglich sein, diesen auch frei zu machen, Tante."

„Was, man wird wohl recht viel verlangen, wie? Du glaubst, Tante Gray dürfe es nicht riskiren, aber sie wird es thun. Ich sage Dir, dieser alte Mann ist ehrlich, ehrlich wie Stahl. Man könnte die Thür seines Gefängnisses offen stehen lassen. Er wird ganz gewiß ohne Furcht thun, was recht ist. Ich verbürge mich für ihn mit dem letzten Schillinge, den ich in meinem Vermögen habe, wenn der Gerichtshof es verlangt. Er ist unschuldig wie ein Säugling und ich wenigstens will der ganzen Welt wissen lassen, daß dies meine Meinung ist."

„Laß mich nur ausreden, Tante; ich habe ja gar nicht gesagt, daß Du Dich nicht verbürgen sollst; Mr. Warren ist aber eines Verbrechens angeklagt, für welches keine Bürgschaft angenommen werden kann."

„Das habe ich nicht gewußt," antwortete Mrs. Gray, indem sie die Stimme sinken ließ, „aber doch wird sich etwas thun lassen. Sieh nur, mit welcher bangen Erwartung die arme Frau uns ansieht! Sie dauert mich, Robert."

„Der Himmel weiß, daß ich sie ebenfalls innig bemitleide," sagte der junge Mann, „denn ich sage Dir frei heraus, Tante, die Verdachtsgründe, die sich gegen ihren Gatten ergeben haben, sind furchtbar stark."

„Aber Du Robert — Du hältst ihn doch nicht etwa für schuldig?"

„Nein, Tante, ich glaube ganz bestimmt, daß

Mr. Leicester sich selbst das Leben genommen hat. Aber was ist mein Glaube ohne Beweise?"

„Du hältst ihn also wirklich für unschuldig?"

„Für eben so unschuldig, als ich selbst bin, gute Tante."

„Ich will Dich nicht auffordern, mich zu küssen, Robert, weil wir hier auf offenem Markte stehen und die Leute lachen möchten, aber drücke mir noch einmal die Hand. Nächst dem Glauben an Gott sehe ich gern den Glauben an menschliche Tugend — der Glaube an Gottes Geschöpfe ist auch etwas Schönes! Wer gut ist, hat auch Vertrauen zu den Guten. Dieser alte Mann ist ein Christ, begegne ihm mit Ehrerbietung in seinem Gefängniß, Neffe, gerade als wenn Du Dich vor einem der Apostel verneigtest; sein Segen wird Dich beglücken und wenn er ihn Dir vom Galgen herab ertheilte."

„Das glaube ich alles, Tante, es schwebt ein gewisses Geheimniß über dem Manne, aber es wäre unmöglich, ihn eines Mordes schuldig zu glauben. Irgend ein Zusammenhang zwischen ihm und Mr. Leicester muß indessen bestanden haben und darüber weiß man noch gar nichts."

„Ich weiß nichts davon, ich weiß weiter nichts als das, was die Zeitungen darüber berichten, aber so viel ist gewiß, Robert, daß niemals Jemand etwas mit Mr. Leicester zu thun gehabt hat, ohne dafür büßen zu müssen. Er war einst gütig und freundlich gegen Dich und dennoch schien Dein junges Leben dadurch zu verkümmern. Du magertest sichtlich ab und die Röthe schwand von Deinen Wangen. Es zerschnitt mir das Herz, wenn ich den Knaben, den ich von Kindesbeinen an so geliebt, auf so unnatürliche Weise zu einem gedankenvollen Manne heranwachsen sah. Ich

entsinne mich, daß einmal, als Leicester bei uns wohnte, eine Kohlrose in einer Ecke des Gartens wuchs. Ich habe nicht viel Zeit auf Blumen zu verwenden, aber dennoch machte ich es möglich, jeden Morgen ehe ich zu Markte ging, nach den Rosenknospen sehen zu können. Diesen Sommer war der Busch voll Blätter, hatte aber nur eine einzige Rose, die groß war wie eine Erdbeere und eben so dunkelroth durch die grünen Blätter hindurchschimmerte. Ich sah die Knospe mit jedem Tage mehr anschwellen. Jeden Morgen ging ich hinaus, während der Thau darauf lag und sah die Blätter sich sanft auseinandertheilen als ob sie sich vor dem Sonnenscheine fürchteten."

„Eines Morgens, gerade als diese Knospe sich völlig erschloß, traf ich Mr. Leicester, der sich über den Busch neigte und die arme Rose mit den Fingern auseinanderzauste. Seine Hände waren in den süßen Duft gebadet, der von der Knospe in die Luft emporstieg. Die weichen Blätter ringelten sich um seine Finger und versuchten, wie mir schien, die Zerstörung zu verbergen, die seine Hände angerichtet. Es war hart, einen Menschen deswegen zu verdammen, weil er eine halb erblühete Rose vernichtet hatte, aber ich konnte mich seit jener Zeit eines gewissen Vorurtheils gegen Mr. Leicester nicht erwehren. Die Blume hätte noch mehrere Tage stehen können. Ich sagte ihm dies und er lachte."

„Was thut's? So habe ich den ganzen Duft auf einmal gehabt, sagte er. Warum soll man den Wohlgeruch von der Sonne aufzehren lassen, Mrs. Gray wenn man ihn auf einmal genießen kann."

„Ich entsinne mich seiner Antwort noch Wort für Wort, denn ich dachte oft daran, wenn ich Dich, mein lieber Sohn, unter seiner Güte gleichsam dahin

welken sah. Es war mir, als ob er die Blätter Deines jungen Herzens auseinander zerrte und ihnen das Leben aussöge."

„Und Du glaubtest wirklich, mein Schicksal gliche dem dieser Rose, liebe Tante?"

Der Jüngling sprach diese Worte mit bleicher Wange und niedergeschlagenen Augen. Die Worte der guten Frau hatten einen seltsamen Eindruck auf ihn gemacht.

„Ich habe in mancher schlaflosen Nacht daran gedacht, Robert."

„Aber Du dachtest nicht, daß Onkel Jakob bei der Hand war? Wäre der in Deinem Garten gewesen, so würde Leicester keine Gelegenheit gefunden haben, Deine Lieblingsrose zu morden — er hätte ihren Duft athmen können, aber weiter nichts."

Die Hökerin schauete dem jungen Manne forschend in's Gesicht und Robert begegnete ihrem Blicke mit einem offenen aber etwas reuigem Lächeln.

„Und Jakob, mein Bruder, stand zwischen Dir und diesem schlechten Menschen." sagte sie endlich mit einem Grade von Aufregung, welcher die Falten ihrer Unterkehle erzittern ließ.

„Er machte mich weiser und besser — er war meine Rettung; Tante Gray."

„Gott segne meinen Bruder, Gott segne Jakob Strong!" rief die Hökerin, indem sie die Hände faltete, während ihre Augen von Thränen überflossen.

„Amen!" sagte der junge Mann in leisem Tone

„Nun Tante, laß uns zu dieser armen Frau gehen — sieh wie erwartungsvoll sie uns betrachtet."

Die Tante und der Neffe waren beiseite getreten als das Gespräch ein persönliches ward und die alte Mrs. Warren hatte sie während der ganzen Zeit auf-

merksam angesehen. Sie waren die einzigen Freunde, die sie auf Erden hatte und schienen ihr die Macht über das Leben und den Tod der Wesen zu besitzen, die sie so innig liebte. Robert hatte versprochen, daß sie ihren Gatten und ihre Enkelin sehen sollte; weiter verlangte die arme, unglückliche Frau nichts. Sie bezweifelte keinen Augenblick, daß er die Macht dazu habe, sondern heftete ihre Augen ehrerbietig auf seine schöne Gestalt und edeln Züge, als ob er ein Engel wäre, der ihr die Thore des Himmels erschließen könnte.

Robert und seine Tante näherten sich ihr und der junge Mann zog seine Uhr heraus.

„Ist es Zeit? Würde man mich jetzt einlassen?“ fragte die arme Frau, indem sie sich halb erhob, als sie die Bewegung sah.

„Fühlt Ihr Euch auch stark genug,“ antwortete er, als er bemerkte, daß sie zitterte.

„O ja, ich bin stark — sehr stark. Wir wollen gehen!“

Mit ihren hageren zitternden Händen zog sie ihr Umschlagetuch über der Brust zusammen und stand auf, stark in ihrer Frauenliebe, in ihrer christlichen Demuth, aber, o wie schwach in jeder andern Beziehung!

Mrs. Gray wickelte sich in einen weiten warmen Shawl, setzte ihren Hut auf und schritt voran über den Markt hinweg, indem sie zum ersten Mal in ihrem Leben vergaß, daß ihre Bude ohne Aufsicht war.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.